

XX 244
19.

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

И. С. Д. Е. И.

Unsere Wirtschaft

Organ der Kooperativen Beratung der ASRR der Wolgadeutschen.

Illustrierte Halbmonatsschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Erscheint zweimal monatlich.

Nummer 23.

Pokrowit, 15. Dezember 1924.

Jahrgang 3.



Von links nach rechts, sitzend: Die Gen. Schwab, Kamenev, Petrovski und Klingner.
Stehend: Die Gen. Perjuhi, König, Groß und Kurz.

„У н з е р е В и р т ш а ф т“

двухнедельный журнал

Орган Кооперативного Совета Обкома РКП (б.) АССР немцев Поволжья.

Адрес редакции: Покровск, Коммунарная площадь № 4.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Der Kampf um die Ernte in den trockenen Gebieten.	689
Politische Rundschau	691
Wirtschaft und Wissen:	
Unser örtliches Budget Von M. N.	693
Die landwirtschaftliche Kooperation in unserer Republik. Nach den Materialien des Plenums des Gebiets-Komitees der KKP (R.) . . .	696
Die Aufklärungsarbeit in den Verhältnissen des Mißjahrs.	699
Das Töpfergewerbe in Muktus. Von J. G. (Schluß.)	701
Zur Frage des ersten Lese- und Schreibunterrichts. Von Fr. Bach. (Fortsetzung.)	702
Landwirtschaft:	
Die Kultur des Weinstocks im Unteren Wolgagebiet. Von Heinz Rüger, Agronom (Fortsetzung)	705
Der Kampf mit der Dürre und die Hackfrüchte. Von A. Kubarewa, Agronom.	707
Die Pflege der Obstbäume. Von Dmitrijew, Lehrer am Technikum in Nikolajewski Gorodok. (Fortsetzung und Schluß)	709
Der Rogg, die Geißel der Pferdezucht. Von G. Rapoport, Veterinärarzt. (Fortsetzung.)	712
Kultur und Leben:	
Dem Licht entgegen. Von Fr. Strom. (Fortsetzung)	713
Gegen den Strom. Erzählung von Walter Born. (Fortsetzung.)	715
Kurgane und Altertumsfunde in der Vorstellung der wolga- deutschen Bauern. Von P. Rau.	718
Bücherschau.	720
Beilage: Naturbilder aus unserem Gebiet.	
Der Igel und die Ratten. Von L. B.	81
Lady. Skizze von P. Sinner.	83

Unsere Wirtschaft

Illustrierte Halbmonatsschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Erscheint zweimal monatlich.

Bezugspreis:

Für einen Monat mit Uebersendung . . . 60 Kop. in Gold.
Vierteljährlich 1 Rbl. 25 "
Fürs Ausland für 6 Monate 3 Dollar.

Anzeigen:

Die Petit-Zeile oder deren Raum . . . 25 Kop. in Gold.
Fürs Ausland 15 Cents.

Nummer 23.

Polkowsk, 15. Dezember 1924.

Jahrgang 3.

Der Kampf um die Ernte in den trockenen Gebieten.

(Борьба за урожай в засушливых районах.)

Ungeheuer sind die Opfer und die Anstrengungen des Staates, die Folgen der Mißernte in unserem trockenen Südosten, sowie auch andermwärts, wo infolge der Dürre ein ähnlicher Zustand herrscht, zu beseitigen; noch größer sind die Opfer und Anstrengungen, die gesamte Wirtschaft an Ort und Stelle gegen die Einflüsse des trockenen Klimas widerstandsfähiger zu machen und so den Mißernten und ihren Folgen vorzubeugen. Diesen Bestrebungen der Regierung muß die Bevölkerung zu ihrem eigenen Heil, zu ihrer eigenen Rettung bereitwilligst entgegenkommen, indem sie die Maßnahmen der Regierung allseitig unterstützt und sich alles neue Gute oder alles gute Neue nach bestem Wissen und Können, mit Anspornung aller Kräfte, zunutze macht.

Was ist nun zu tun, um die Wirtschaft gegen die Einflüsse des trockenen Klimas zu feien und den Kampf um befriedigendere, gleichmäßigere Ernten erfolgreich zu gestalten?

Vor allem muß die Einseitigkeit der Ackerbauwirtschaft und ihrer Erzeugnisse verschwinden. Die Landwirtschaft muß vielseitiger und geschmeidiger werden, damit sie fähig ist, sich den klimatischen Verhältnissen anzupassen, d. h. die gesamte Wirtschaft muß im Grunde genommen umgestaltet werden. Aus einer Wirtschaft, die sich nur mit Getreidebau beschäftigt, muß sie zu einer Wirtschaft werden, die neben dem Getreidebau auch Viehzucht betreibt. Dabei müssen sowohl für die Landwirtschaft, als auch für

die Viehzucht, als deren Hauptzweig die Zucht von großem Hornvieh und Schweinen erscheint, feste technische und wirtschaftliche Grundlagen geschaffen werden.

Eine technische Grundlage schaffen wir, wenn wir die Ackerbaufläche vollkommen regelrecht bearbeiten und jedes Tröpflein Niederschläge ansammeln und umsichtig ausnützen. Eine wirtschaftliche Grundlage schaffen wir durch eine entsprechende Organisation der Arbeit des Landwirts und den geregelten Absatz seiner Erzeugnisse. Die Güte der Erzeugnisse und nicht deren Menge ist dabei von ausschlaggebender Bedeutung und muß daher das Hauptziel der Wirtschaft bilden. So muß z. B. auf dem Gebiet der Landwirtschaft nicht so sehr die Erweiterung der Saatlfläche, sondern die Bervollkommnung der Landbearbeitung als tatsächliche Errungenschaft angesehen werden; auf dem Gebiet der Viehzucht spielt nicht die Anzahl des Viehes, sondern seine Eigenschaften, wie Milch- und Fleischerttrag usw., die Hauptrolle.

Die Maßnahmen, die die Zentralregierung im Kampf um standfestere Ernterträge in den trockenen Gebieten durchführt, sind von dreierlei Art: 1. Land- und Wassereinrichtung (Melioration), 2. Organisation der Erzeugung der Wirtschaft im ganzen und der Technik ihrer Erzeugungsgebiete, 3. Organisation der wirtschaftlichen Seite: Kredit-, Steuer- und Tarifpolitik, Organisation des Marktes und Abzages. Diese drei Gruppen von Maßnahmen sind

vollkommen gleichwertig und für den Erfolg des Kampfes durchaus notwendig. Gehen wir etwas näher auf jede der drei Gruppen dieser Maßnahmen ein.

Die Bervollkommnung des Ackerbaus, die in dem Anbau von verschiedenen Kulturpflanzen, dabei auch von Hackfrüchten, sowie auch in der regelrechten Bearbeitung des Landes besteht, erfordert an erster Stelle, daß der Landwirt nahe bei seinem Felde wohnt, was jedoch bei uns und auch sonst mancherorts nicht der Fall ist. Die Hauptaufgabe der Landeinrichtung muß daher darin bestehen, den Landwirt seinem Felde näher zu bringen, den Fernbesitz und die Lappenwirtschaft zu beseitigen, weshalb es sogar zweckmäßig ist, daß aus großen Ortschaften durch Ausfiedlung an verschiedene Stellen im Bereiche ihrer Grenzen kleinere Siedlungen gebildet werden. Die Landeinrichtung bestimmt die Möglichkeit und Schnelligkeit der Entfaltung aller andern Maßnahmen zur Regelung der Landwirtschaft. Deshalb muß ihr die größte Aufmerksamkeit zugewendet werden. Hier dürfen am wenigsten Opfer und Anstrengungen gescheut werden.

Bei der Landeinrichtung und der damit verbundenen Ausfiedlung gewinnt die Wasserversorgung eine große Bedeutung. Es müssen Brunnen, Teiche und Tränken eingerichtet werden; desgleichen muß alles Wasser, das in Form von Niederschlägen auf die Erde fällt, gesammelt und aufgehalten werden. Es sind also Dämme zu schlagen, damit die Teiche, Gräben und sonstige niedere Stellen reichlich Wasser haben, damit dem Vieh bei anhaltender Dürre Weide und Heu gesichert bleiben.

Die Organisation der Erzeugung der Landwirtschaft umfaßt vor allem die Maßnahmen zur Organisation der Erzeugungsmittel, wie die Beschaffung von Saatgut, Arbeitskraft, Maschinen und Geräten.

Die Erzeugung von Saatgut, das gegen die Trockenheit widerstandsfähig und überhaupt an die örtlichen Verhältnisse angepaßt ist, ist von der größten Wichtigkeit, auch wenn die Wirtschaft sonst regelrecht geführt wird. Der Unterschied zwischen gutem und schlechtem Saatgut ist besonders in trockenen Jahren sehr groß. Als Quellen von solchem Saatgut in einem trockenen Gebiet erscheinen die Samenzüchtungsabteilungen der landwirtsch. Versuchsanstalten, deren Aufgabe es ist, in dieser Hinsicht alles

zu tun, was im Bereich der Möglichkeit liegt, wobei sie diese Tätigkeit mit jedem Jahr immer mehr zu entfalten haben. Das gilt auch für die Samengenossenschaften und die Siedlungen, die sich ausschließlich mit der Gewinnung von verbessertem Saatgut befassen. Auf solche Weise wird die ununterbrochene Versorgung der Wirtschaften mit Getreide- und Gemüsesamen, der gegen die Trockenheit widerstandsfähig ist, gesichert.

Auch der den Verhältnissen angepaßte Samen einzelner Birten darf nicht leichtsinnig verbraucht oder ausgeführt werden.

Eine große Bedeutung hat ferner das Netz von Samenreinigungspunkten; denn die Reinheit der Saaten ist im Kampf um die Fruchtbarkeit sehr wichtig.

Die Versorgung der Bevölkerung mit Arbeitsvieh muß bis zum Jahre 1928 eine Anzahl von Arbeitsvieh ergeben, mit der man eine Ausssaatfläche wie die des Jahres 1916 bestellen kann. Das Hauptaugenmerk muß auch hier wieder mehr auf die Güte, als auf die Menge gerichtet werden. In fünf Jahren muß das Arbeitsvieh um ungefähr 700.000 Stück vermehrt werden, was nicht nur durch Zucht, sondern auch durch Einfuhr zu erreichen ist. Zu der Zucht sind nicht nur die Tiere der staatlichen Zuchtanstalten, sondern auch der einzelnen Wirtschaften durch Prämierung der besten Zuchtexemplare heranzuziehen.

Bei der Versorgung der Bevölkerung mit Inventar muß den örtlichen Verhältnissen, wie einer schnellen Bearbeitung des Bodens besonders Rechnung getragen werden. Es müssen erzeugungskräftige Maschinen und Geräte, wie Traktoren, Kultivatoren, Pflüge usw., eingeführt werden. Außerdem müssen Maschinenteile für die Maschinen beschafft werden, die gegenwärtig als ausbesserungsbedürftig außer Gebrauch stehen.

Eine ausschließliche Bedeutung für eine trockene Gegend hat die Anwendung der Traktoren. Während der trockenen Jahre vermindert sich das Arbeitsvieh naturgemäß stark, weil es an Futtermangel leidet; der Traktor ist jedoch von solchen Umständen ganz unabhängig. Der Traktor ist ein kollektives Pferd, das bei 25 Pferdekraften nur einen Mann zu seiner Bedienung verlangt. Deshalb müssen etwa 15.000 Traktoren in die trockenen Gebiete eingeführt werden. Hierbei kann unsere Fabrik „Wiedergeburt“ große Dienste leisten.

Die Organisation der Erzeugung der gesamten Wirtschaft oder einzelner Zweige erfordert eine völlige Umgestaltung des Wirtschaftssystems.

Die Zucht des Milchviehs, der Schweine usw. muß möglichst stark entwickelt werden. Um dieses zu bewerkstelligen, muß eine feste Grundlage geschaffen und deswegen der Anbau von solchen Kulturpflanzen, die gegen die Trockenheit Widerstand leisten, wie Weizen, Sonnenblumen und Wurzelpflanzen, und die Grassaat eingeführt werden. Dadurch erhalten wir beson-

ders organisierte erzeugungsfräftige Wirtschaften, die von der Trockenheit des Klimas nicht wie die jetzigen ruiniert werden.

Durch alle diese und noch manche andere wichtige Maßnahmen kommt die Regierung der Bevölkerung im Kampfe um die Sicherstellung der Ernte entgegen. Die Versuchsanstalten tun desgleichen ihre Pflicht in dieser Hinsicht. Bleibe also niemand dabei zurück, tue jeder dabei sein Möglichstes, und wir werden bessere Zeiten sehen und auch in trockenen Jahren nicht so arm und hilflos dastehen wie im letzten.

Politische Rundschau.

(Политическое обозрение.)

In einer früheren Nummer schrieben wir in der Rundschau, daß „die Konservativen sich nun auf ihren entscheidenden Sieg verlassen und nur wenig Rücksicht gegen die Interessen der Arbeiterklasse zeigen werden.“

Es verging erst ein Monat, seit das geschrieben wurde, und schon haben wir die Bestätigung dieser Worte in größerem Umfange, als es zu erwarten war.

Die mehr oder weniger verdeckte imperialistische Politik Macdonalds wird nun mit schamloser Offenheit fortgesetzt.

In Bezug auf den Rätebund wurden die unter dem Druck der Arbeiterklasse abgeschlossenen Verträge abgelehnt. In Ägypten sind die Ereignisse so weit gediehen, daß man mit bewaffneter Gewalt eingreifen kann, um es in eine Kolonie zu verwandeln. Und England benutzte den Umstand, daß ein englischer General in Ägypten ermordet wurde als Vorwand, um seinen Plan auszuführen. Ägypten mußte etwa 5 Millionen Rubel zahlen und noch eine Reihe erniedrigender Bedingungen erfüllen, die es in eine Kolonie verwandeln.

Und die Großmächte? In der Hoffnung, daß eine Hand die andere wäscht, lassen sie England gewähren. Frankreich glaubt nun, freie Hand in Marokko zu bekommen, und Italien will seine Grenzen in Tripolis „ausbessern.“ Nur die Völker des SSSR protestieren gegen diese Handlungsweise. In Baku bildete sich eine Gesellschaft „Hände weg von Ägypten“, die nun eine Menge Mit-

glieder in allen Teilen des Rätebundes anwirbt und energisch gegen die Knechtung Ägyptens protestiert.

Aber die Liste der Schandtaten der neuen englischen Regierung ist noch nicht voll. Sie hat auch den Bürgerkrieg, der gegenwärtig in Persien vor sich geht, auf dem Herdholz. Seinerzeit war Persien von dem zarischen Rußland und England verteilt worden. Die Sowetregierung vernichtete alle zarischen Verträge, die auf die Knechtung anderer Völkerschaften hinausliefen, so daß auch England in dem ihm gehörenden Teil Persiens die Hände etwas lockerer lassen mußte. Jetzt hat man den Feudalfürsten Czeisal gegen die Zentralregierung Persiens gehetzt, um durch den Bürgerkrieg Persien wieder eine Schlinge anwerfen zu können.

Schon hat die englische Regierung an Persien eine Erklärung abgegeben, daß sie den widerspenstigen Fürsten unter ihren Schutz nehmen wird.

Und alle diese Schandtaten gegen die einzelnen Völker sind im großen und ganzen gegen den Bund der Sowetrepubliken gerichtet. In einer anderen Note an unsere Regierung schreibt die englische, daß sie den sogenannten Brief Sinowjews als echt anerkennt (ungeachtet die Regierung Macdonalds noch vor ihrem Abschied feststellte, daß keine Regierungstelle Englands den Brief selbst gesehen hat, also kein Original und auch keine bestätigte Abschrift von ihm vorhanden ist) Aber das Hauptgewicht legt die jetzige englische Regierung nicht auf den Brief (er hat ja seine Wirkung nicht

verfehlt, d. h. er hat den Konservativen zur Macht verholfen). Das Hauptgewicht legt sie auf das System. Das will sagen, daß die englischen Konservativen nicht deshalb aufgebracht sind, weil Sinowjew Briefe schreibt, sondern weil er überhaupt existiert. Gäbe es keinen Sinowjew und keine Sowetregierung, wie ruhig könnte da die englische Bourgeoisie leben!

Und alle diese Abenteuer, die man vonseiten der bourgeoisen Staaten in den halbkolonialen Ländern China, Aegypten, Persien usw. unternimmt, sind darauf berechnet, Sowetrußland und die Arbeiter in anderen Staaten zum Protest gegen diese Unterdrückung zu veranlassen. Dann wird die Komintern beschuldigt, daß sie in diesen Ländern Propaganda treibe.

Aber wie wir schon damals voraussagten, spitzt diese Lage den Klassenkampf in England selbst immer mehr zu. Die Delegation der englischen Trades-Uniones mit Gen. Purcell an der Spitze hat sich nun in Rußland selbst überzeugt, daß alle Gerüchte über die traurige Lage der Arbeiterklasse, über die Unterdrückung Russiens und auch bezüglich des Briefes Sinowjews erfunden werden, um bei den ausländischen Arbeitern eine Mißstimmung gegen Rußland hervorzurufen. Diese Erkenntnis wird nun in der englischen Arbeiterklasse immer mehr durchdringen und sie in ihrem Kampf gegen die konservativen Fabrikanten und Gutsbesitzer stählen.

Die stumpfsinnige Bourgeoisie Ostlands wollte der Welt beweisen, daß sie dem Zaren in ihrer Blutdürstigkeit nicht nachsteht. Wenn im zarischen Rußland bis 193 Revolutionäre vor Gericht kamen und hier nur 150, so erklärt sich das dadurch, daß Rußland „etwas“ größer ist als Ostland. Die 149 Angeklagten wurden alles in allem zu 1500 Jahren Gefängnishaft verurteilt. Dieses nach seiner schrecklichen Roheit und Grausamkeit noch nie dagewesene Urteil bewog die Revolver Arbeiter, sich durch einen Aufstand von den versoffenen Bourgeois zu befreien, die die Bluturteile in trunkenem Zustand unterschreibt. Anfangs gelang es den Auf-

ständischen, einige Regierungsgebäude, die Post, den Telegraphen und den Bahnhof zu besetzen. Doch nach einigen Stunden Straßenkampfes wurden sie von den regulären Truppen aus der Stadt verdrängt. Jetzt gehen noch grausamere Szenen vor sich als zuvor. Eine Menge der Aufständischen ist schon hingerichtet, und das ganze Land steht unter dem Soldatenjtiefel.

Auch in Marokko geht ein Befreiungskampf vor sich. Schon jahrelang kämpfen die Marokkaner gegen die Eindringlinge, die Spanier und Franzosen. Nun scheint es, als ob sie sich der Spanier entledigen würden.

Genosse Jaques Sadoul, der seinerzeit von den französischen Imperialisten zum Tod verurteilt worden war, weil er nicht an dem Krieg gegen Sowetrußland teilnehmen wollte, ist nun nach Frankreich zurückgekehrt und von der „liberalen“ Regierung verhaftet. Ob man sich unterziehen wird, das Todesurteil zu wiederholen?

Die Zuchthauswahlen in Deutschland sind beendet. Die vorläufigen Ergebnisse, die noch manchen kleinen Veränderungen unterliegen, sind folgende: Die Sozialdemokraten bekamen 7 778.825 Stimmen und 126 Vertreter in den Reichstag, die Nationalisten 6.122.255 Stimmen und 104 Vertreter, das Zentrum 4.061.593 Stimmen und 67 Vertreter, die Kommunisten 367.942,9 Stimmen und 45 Vertreter, die Volkspartei 301.713,2 Stimmen und 50 Vertreter, die Demokraten 1.902.646 St. und 31 Vertreter. Die Böllischen, d. h. die äußersten Reaktionen und Faschisten, bekamen nur 14 Mitglieder. Aus dem Wahlergebnis geht ein ebensolches Ohnmachtsgebilde hervor, wie es auch der aufgelöste Reichstag darstellte.

Die Regierungsparteien, die Sozialdemokraten das Zentrum und die Demokraten, bekamen nur 224 Vertreter, so daß sie nicht mal die einfache Mehrheit besitzen. Somit muß ein Block aller bourgeoisen Parteien, von den Sozialdemokraten, bis zu den Nationalisten geschaffen werden. Die Kommunisten bekamen ungeachtet der ungeheuren Verfolgungen wieder ungefähr dieselbe Stimmenzahl wie bei den vorherigen Wahlen.





Unser örtliches Budget.

(Наш местный бюджет.)

Von M. R.

Die Fragen der örtlichen Finanzen oder des örtlichen Budgets hatten in den beiden letzten Jahren eine große Bedeutung für die ganze Volkswirtschaft. Die zentralisierte Verwaltung aller Zweige der Volkswirtschaft vernichtete während des Bürgerkrieges das System der örtlichen Finanzen, da es jegliche praktische Bedeutung verloren hatte.

Der Uebergang zur NöP (neuen ökonomischen Politik) und die Uebergabe der Verwaltung der örtlichen Wirtschaft an die örtlichen Verwaltungsorgane riefen das System der örtlichen Finanzen „im Ernst und auf lange“ wieder ins Leben, um die breitesten Schichten der werktätigen Bevölkerung zur Mitarbeit an dem wirtschaftlichen Aufbau des Staates heranzuziehen.

Die Wiederherstellung des örtlichen Budgets und die Lösung der vor ihm stehenden Fragen ging unter weitaus schwierigeren Verhältnissen vor sich als in anderen Gegenden des Rätebundes. Bei dem Abhandensein der Großindustrie und größerer Städte bleibt die Landwirtschaft die einzige Grundlage des örtlichen Budgets. Die Landwirtschaft wurde aber durch den Bürgerkrieg und die Mißernte des Jahres 1921 stark geschädigt. Dieser Umstand muß bei der Beurteilung des Folgenden ernstlich in Erwägung gezogen werden.

Das Budget von 1922—23 war das erste örtliche Budget in unserer Republik (damals noch Gebiet). Dieses Budget war zen-

tralisiert aufgebaut, d. h. die einzelnen Kantone und Städte besaßen keine eigenen Kostenvorschläge, und mußte in den Verhältnissen des sinkenden Geldkurses, des mangelhaften oder gänzlich fehlenden Finanzapparats usw. durchgeführt werden. Dazu kam noch der Umstand, daß die Berechnungen in Sowetgeldzeichen nicht für das ganze Jahr, sondern nur auf 3 Monate gemacht werden konnten. Nach alledem ist es leicht erklärlich, daß dieses Budget kein normales örtliches Budget sein konnte.

Der Umfang des Jahresbudgets war in Goldwährung folgendermaßen vorausgesehen:

Einnahmen . . .	461.849 Rbl.	57 Kop.
Ausgaben . . .	1.236.569	78 "
Fehlbetrag . . .	774.720	31 "

Die tatsächliche Ausführung des Budgets war folgende:

Einnahmen . . .	498.373 Rbl.	55 Kop.
Ausgaben . . .	519.880	17 "

Somit wurden die Voraussetzungen in Bezug auf die Einnahmen zu 108 Proz. und in Bezug auf die Ausgaben zu 42 Proz. erfüllt.

Die Einnahmen setzten sich aus folgenden Quellen zusammen:

Örtliche Steuern und Zuschläge zu den Staats-	
steuern	113.000 Rbl. (23 Proz.)

Abzüge von den Staatssteuern	272.000 Rbl. (55 Proz.)
Einnahmen außer den Steuern	65.000 " (13 ")
Staatshilfe	46.000 " (9 ")

Die Ausgaben bestanden in folgenden Posten:

für den Verwaltungsapparat	135.000 Rbl. (26 Proz.)
" die Kommunalwirtschaft	57.000 " (11 ")
" Volksbildung	165.000 " (31 ")
" Gesundheitspflege	115.000 " (22 ")
" Landwirtschaft	21.000 " (4 ")
" andere Bedürfnisse	27.000 " (5 ")

Der Arbeitslohn betrug 51 Proz. nach dem Budget. Die Schwäche dieses Budgets kann man schon daraus ersehen, daß im Durchschnitt auf eine Seele der Bevölkerung ungefähr 1 Rbl. sowohl an Einnahmen, als auch an Ausgaben kam.

In dem Budget für 1923—24 sehen wir schon einen großen Schritt vorwärts. Es bestand aus den besonderen Kostenvorschlägen der Stadt Pokrowsk, der 14 Kantone und dem allgemein-republikanischen Budget und wurde in Goldwährung auf das ganze Jahr berechnet. Das Budget wurde so aufgebaut, daß alle örtlichen Bedürfnisse durch die Kostenschläge an Ort und Stelle berücksichtigt wurden. In das allgemein-republikanische Budget wurden nur die Einnahmen und Ausgaben aufgenommen, die einige Kantone oder die ganze Republik betrafen. Dieser Grundsatz wurde jedoch nicht bis ans Ende eingehalten. Ein Teil der örtlichen Ausgaben, wie der Arbeitslohn des medizinischen Personals, der Unterhalt der agronomischen, veterinären und gerichtlichen Anstalten, sowie auch die Versorgung mit Arzneimitteln, wurde dem republikanischen Budget belassen, da die Befürchtung bestand, daß die örtlichen Behörden dieser Aufgaben nicht Herr werden können.

Der Umfang des Budgets von 1923—24 vergrößerte sich also im Vergleich mit dem des vorhergehenden Jahres bedeutend. Man rechnete auf

Einnahmen	1.568.191 Rbl. 26 Kop.
Ausgaben	1.714.716 " 21 "

Die Ausführung des Budgets war folgende:

Einnahmen	1.190.691 Rbl. 63 Kop.
Ausgaben	1.214.342 " — "

d. h. die Einnahmen und Ausgaben vergrößerten sich im Vergleich mit denen des Jahres 1923—24 um 2¹/₂ mal.

Das republikanische Budget umfaßte 35¹/₂ Proz. aller Einnahmen und 36 Proz. der Ausgaben, die entsprechenden Prozentsätze für die Stadt Pokrowsk bildeten 15 und einhalb und 16 und für die Kantone 49 und 48.

Die Einnahmen setzten sich folgendermaßen zusammen:

Örtliche Steuern und Zuschläge	34 Proz.
Abzüge von den Staatssteuern	31 ¹ / ₂ "
Kommunaleinnahmen	11 "
Staatshilfe	10 "
Abzüge von dem Gewinn der örtlichen Industrie	1 ¹ / ₂ "

Im Vergleich mit dem Jahre 1922—23 erhöhten sich also die Steuereinnahmen nur um 200 Proz., während sich die anderen Einnahmen außer den Steuern um 440 Proz. erhöhten.

Das Verhältnis zwischen den einzelnen Auslageposten war ungefähr dasselbe wie im Budgetjahr 1922—23:

Volksbildung	30 Proz.
Verwaltungsapparat	28 "
Gesundheitspflege	20 "
Kommunalwirtschaft	8 "
Gerichtsanstalten	3 "
Landwirtschaft	2 ¹ / ₂ "

Den Grad der Befriedigung der Bedürfnisse der Bevölkerung ersehen wir aus folgender Tabelle, die die Einnahmen und Ausgaben auf eine Seele bringt.

Einnahmequellen	Bestimmt	Ausgeführt.
Einnahmen nebst den Steuern	— Rbl. 99 Kop. —	Rbl. 55 Kop.
Steuereinnahmen	2 " 03 " 1	" 50 "
Gesamteinnahmen	3 Rbl. 02 Kop. 2	Rbl. 05 Kop.
Staatshilfe	— " — " —	" 23 "
Sonstige Einnahmen	— " — " —	" 6 "
In allem	3 Rbl. 02 Kop. 2	Rbl. 34 Kop.

Auslagen : für die Verwaltung	—	Hbl. 71 Kop.	—	Hbl. 67 Kop.
" " " Kommunalwirtschaft	—	" 27 "	—	" 19 "
" " " Volksbildung	—	" 89 "	—	" 71 "
" " " Gesundheitspflege	—	" 71 "	—	" 46 "
" " " Landwirtschaft	—	" 14 "	—	" 6 "
" " " Gerichtsanstalten	—	" 9 "	—	" 8 "
sonstige Bedürfnisse	—	" 49 "	—	" 17 "

In allem 3 Hbl, 30 Kop. 2 Hbl. 34 Kop.

Wenn wir unsere Einnahmen und Ausgaben auf eine Seele der Bevölkerung mit denen des Rätebundes vergleichen, so finden wir, daß unsere bedeutend niedriger sind. So z. B. entfallen auf eine Seele im ganzen Rätebund

durchschnittlich 5 Hbl. 53 Kop., bei uns jedoch nur 2 Hbl. 34 Kop.

Nachstehende Tabelle zeigt uns die verschiedenen Gattungen der tatsächlichen Einnahmen und Ausgaben für 1923/24.

Einnahmen	Bestimmt	Ausgeführt	Prozent der Ausführung	Ausgaben	Bestimmt	Ausgeführt	Prozent der Ausführung
	in Tausenden				in Tausenden		
Einnahmen nebst den Steuern :							
1. landwirtschaftl. Bedeutung	43	12	27	1. für die Verwaltung	422	348	82
2. kommunale	271	132	48	2. für die Justiz	45	41	90
3. von der örtlichen Industrie	95	19	19	3. " " Volksbild.	464	370	79
4. verschiedene	67	78	117	4. " " Gesundheitspflege	413	240	58
5. Abzüge von den Staatseinnahmen	39	44	114	5. für die Verkehrswege	9	4	45
	515	285	55	6. für die soz. Versicherung u. den Arbeiterschutz	46	25	54
Steuern :				7. für die Kommunalwirtschaft	128	97	75
1. Abzüge von den Staatseinnahmen	593	375	63	8. für die Militärwohnungen	10	13	131
2. Zuschläge	204	214	105	9. für die Landwirtschaft	74	30	40
3. Vertikale Steuern u. Abgaben	255	194	76	10. für den Vorratsfonds	81	28	34
	1053	783	74,4	11. Verschiedene	21	18	90
Staatshilfe	—	122	—				
	1568	1190	76		1714	1214	70

(Schluß folgt.)

Die landwirtschaftliche Kooperation in unserer Republik.

(Сельско-хозяйственная кооперация в нашей республике.)

Nach den Materialien des Plenums des Gebiets-Komitees der RSFS (B.)

In der letzten Zeit wird viel davon gesprochen, wie man die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen im Dorfe (arme Bauern, Mittelbauern, Kulaken) zu bestimmen hat. Schwierig ist es, sie im wirklichen Leben voneinander abzugrenzen. Am schwierigsten, aber auch am wichtigsten ist es, Fehler in der Beurteilung dieser Frage bezüglich der Kooperation zu vermeiden. Einerseits darf die Kooperation zu vermeiden. Einerseits darf die Kooperation

Auf die einzelnen Kantone verteilt sich

Kantone	Landwirtsch. Kreditgenossenschaften.		Kreditgenossenschaften.		Landwirtsch. Genossenschaften		Genossensch. zur gemeinf. Bodenbearb.		Kommunen	
	Organisat.	Mitglieder	Organisat.	Mitglieder	Organisat.	Mitglieder	Organisat.	Mitglieder	Organisat.	Mitglieder
Balzer	17	1945	—	—	—	—	—	—	1	35
Frank	8	1046	—	—	—	—	—	—	—	—
Solotoje	5	902	—	—	—	—	1	20	—	—
Kamenka	15	1326	1	248	6	440	—	—	—	—
Marjstadt	11	1496	—	—	9	483	1	18	1	16
Mariental	5	728	—	—	5	344	2	28	—	—
Krasnojarsk	5	557	—	—	5	474	—	—	—	—
Staraja-Poltawka	3	253	1	110	5	321	—	—	—	—
Fedorowka	11	2653	—	—	10	801	—	—	—	—
Pokrowsk	5	1260	—	—	6	204	9	63	—	—
Seelmann	6	929	—	—	5	191	—	—	—	—
Kuffus	3	222	—	—	8	524	—	—	—	—
Pallasowka	5	380	1	149	6	210	—	—	1	21
Krasny-Kut	9	778	1	156	25	714	—	—	—	—
Außerhalb der Republik .	3	334	1	40	3	146	—	—	—	—
Insgesamt	111	14809	5	703	93	4852	13	129	3	72

ration nicht als eine Kulakenorganisation behandelt werden, und andererseits muß ein entschiedener Kampf gegen den Einfluß der Kulaken in der Kooperation geführt werden.

Hinsichtlich des gesellschaftlichen Bestandes der Kooperativen können wir beruhigt sein. Die Zahl der Genossenschaften vermehrte sich seit dem ersten Januar bis zum ersten Oktober von 174 Organisationen mit 7013 Mitgliedern auf 266 Organisationen mit 21.662 Mitgliedern, so daß zum 1. Oktober bereits

24,4 Prozent der Bevölkerung kooperiert waren. (Sieh Tabelle.)

Auch die Mitgliederzahl erhöhte sich im Laufe dieser Zeit durchschnittlich von 40 auf 81. Nach ihrer wirtschaftlichen Lage teilen sie sich ein in:

Pferdelose Wirtschaften	37	Proz.
Wirtschaften mit 1 Pferd	26	"
" " 2 Pferden	23	"
" " 3 " "	10	"
" " 4 u. mehr	4	"

die Genossenschaften folgendermaßen:

Landwirtsch. Artelle		Bewässerungs- und Samengenossenschaften		Butter- und Käseberei- Genossensch.		Genossensch. für Zuckerrübenbau		Samengenossenschaften		Insgesamt		Proz. der kooperiert. Wirtschaft im Kantone	Proz. der Dörfer, in denen landw. Genossensch. bestehen
Organisat.	Mitglieder	Organisat.	Mitglieder	Organisat.	Mitglieder	Organisat.	Mitglieder	Organisat.	Mitglieder	Organisat.	Mitglieder		
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	18	1980	19,5	100
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8	1046	24,7	61,5
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6	922	16	25
1	20	—	—	—	—	—	—	—	—	23	2034	20,7	69
1	27	—	—	—	—	—	—	—	—	23	2040	21,5	77
1	5	—	—	—	—	—	—	—	—	13	1105	25	72
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	10	1031	28	100
—	—	4	416	1	11	—	—	—	—	14	1111	31	73
3	45	1	10	—	—	—	—	1	49	26	3558	50	61
17	112	1	11	—	—	—	—	—	—	38	1650	32,5	89
1	24	—	—	—	—	—	—	—	—	12	1144	14,5	61
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	11	746	20	91
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	13	760	15	93
7	92	1	205	—	—	—	—	—	—	43	1945	21	78,5
—	—	—	—	—	—	1	70	—	—	8	590	—	—
31	325	7	642	1	11	1	70	1	49	266	21662		

Diese Aufstellung gibt uns also ein befriedigendes Bild, denn die pferdelosen Wirtschaften u. die mit 1 Pferd bilden mehr als 60 o/o der sämtlichen kooperierten Wirtschaften. Die wohlhabenden Wirtschaften bilden nur eine kleine Gruppe, und auch unter ihnen darf man keinen Kulak suchen, denn diese Gruppe wird nicht nach dem Viehbestand bestimmt.

Der ärmste Teil der Bevölkerung ist in einzelnen Dörfern häufig bis zu 70 Prozent kooperiert; aber das bedeutet noch nicht, daß der Genossenschaftsgedanke in solchen Dörfern tiefe Wurzeln gefaßt hat. So wurde z. B. in dem Dorfe Brabander, wo viele Dorfarme genossenschaftlich vereinigt sind, eine große Menge Vieh unorganisiert, ohne Zutun der Genossenschaft, für einen Spottpreis verkauft. Und Brabander ist in dieser Beziehung keine Ausnahme.

Das Wachstum der Genossenschaften ist, wie wir gesehen haben, ziemlich groß, aber oft nur zufällig. Eine große Rolle spielte bei dem Wachstum der Genossenschaften das Bestreben, Kredite zu erhalten. Bei dem schnellen Wachstum der Genossenschaften und dem großen Mangel an ausgebildeten kooperativen Arbeitern war es auch leicht möglich, daß sich verschiedene unlautere Elemente, wie ehemalige Händler, Kulaken usw., in die Genossenschaften einschlichen, um darin im Trüben zu fischen. Es kamen sogar Fälle vor, daß Kulaken eine Invalidentengenossenschaft gründeten, um unter deren Namen ihre sauberen Geschäfte zu machen, und ferner, daß einzelne Kooperativarbeiter ihren Verdienst auf 240 Rbl. monatl. trieben.

Die Geschäftsführung ist in allen Genossenschaften mangelhaft, wobei sogar in den deutschen die russische Sprache zur Anwendung kommt. Der Verband der landwirtschaftlichen Genossenschaften geht hierin selbst mit schlechtem Beispiel voran.

Ueber die Arbeiten der Genossenschaften im Kampf mit den Folgen der Mißernte liegen keine erschöpfenden Angaben vor. Nach den vorhandenen kann man jedoch schließen, daß sie zum großen Teil unzulänglich und mangelhaft waren. Die speziell zum Kampf mit den Folgen der Mißernte verabsolgt Gelder wurden häufig vor ihrer eigentlichen Bestimmung im Handel ausgenutzt, manchmal sogar mit Schaden. In Warenburg wurden von den Futtergeldern in Summe von 4 Rubel 80 Kop. auf die

Familie 3 Rubel zu den Mitgliedsbeiträgen abgerechnet.

Den Absatz von Inventar haben die Genossenschaften schwach bewältigt. (Beispiel: Brabander.)

Hinsichtlich des Schwarzackerns im Herbst und der Winterausaat hätte auch mehr getan werden können. Nach den Angaben von 51 Genossenschaften sind alles in allem etwas mehr als 1000 Dessj. Winterausaat bestellt worden, einschließlich der Aussaat für die Pferdelosen. Zu 80 Wirtschaften auf eine Genossenschaft gerechnet, kommt 1 Dessj. auf 4 Wirtschaften. Schwarzgeackert haben alle Genossenschaften zusammen nur 1500 Dessj. für den Genossenschaftsfonds. Für die Pferdelosen wurde sehr wenig geackert.

Die neuangekommenen Traktoren wurden nach Möglichkeit ausgenutzt, die Urteile über ihre Arbeit sind sehr zufriedenstellend.

Was verschiedene wichtige kulturelle Maßnahmen anbelangt, die ebenfalls zu den Aufgaben der landwirtschaftlichen Genossenschaften gehören, mit der Mißernte aber in keinem mittelbaren Zusammenhang stehen, wie z. B. gemeinschaftliche Bearbeitung des Landes, regelrechte Bodenbearbeitung und Viehzucht, wurde sehr wenig geleistet. Das erklärt sich durch Mangel an Mitteln. Das ist auch die Krankheit des Verbandes selbst. Nicht wenig Schuld hieran trug auch der geringe Erfolg unserer Aufklärungsarbeit. Die Bedeutung der beharrlichen Sorgen um die Hebung der landwirtschaftlichen Kultur durch die Kooperation hat die Mehrheit der Bevölkerung noch nicht begriffen. Der Drang zur gemeinschaftlichen Wirtschaftsführung ist sehr flau. Die Verwaltung der Lauerer Genossenschaft z. B. will bei der Ausscheidung aus der Gemeinde innerhalb der Genossenschaft Einzelbesitz einführen.

Ein großer Teil der staatlichen Mittel wurde zu Handelsoperationen verwendet, um die Mittel der Genossenschaften zu vergrößern. Das Handelsfieber der Genossenschaft stammt größtenteils noch aus der Zeit, da der Kurs des Geldes noch großen Schwankungen ausgesetzt war und die Mittel der Genossenschaften in Waren angelegt waren. Eine weitere Ursache dessen, daß sich die Genossenschaften allzu sehr dem Handel hingaben, war das Fehlen billiger langfristiger Kredite.

Die Bilanzen von 99 Genossenschaften ergeben, daß sich 87 von ihnen mit Handel befaßten, 38 Genossenschaften handelten dort, wo Konsumgenossenschaften vorhanden waren, und konkurrierten also mit ihnen. Verlustbilanzen weisen 54 Genossenschaften auf mit einem Fehlbetrag von 35610 Rbl. Gewinnbilanzen haben 45 Genossenschaften mit einem Uberschuß von 18859 Rbl. Der große Verlust der Mehrheit der Genossenschaften erklärt sich durch den Unbestand des Marktes, hauptsächlich aber dadurch, daß die landwirtschaftlichen Genossenschaften zum Handel nicht geeignet sind, was ganz besonders in die Augen fällt, wenn wir ihre Bilanzen mit denen der Konsumgenossenschaften vergleichen.

Daß die landwirtschaftlichen Genossenschaften dazu beitragen, den Privathändler vom Markte zu verdrängen, ist eine falsche Behauptung. Der Privathändler handelt friedlich neben der Genossenschaft und gibt seine Geschäfte nur dort auf, wo sie Verlust bringen. Oft haben die Genossenschaften außer den Handelsverlusten

auch noch den Schaden, daß sie solche Händler in die Verwaltung aufnehmen oder als Ratgeber, Agenten usw. heranziehen und ihnen große Gehälter zahlen.

In der Kooperativ-Kommission wurde schon im August beschlossen, daß die landwirtschaftlichen Genossenschaften nur dort mit Konsumwaren handeln sollen, wo keine Konsumvereine vorhanden sind. Das muß auch jetzt noch nachdrücklichst unterstrichen werden. Auch in den Fällen, in denen die landwirtschaftlichen Genossenschaften den Handel betreiben können, müssen sie sich nur auf die allernotwendigsten Waren beschränken. Freilich muß streng unterschieden werden, welche Waren als Konsumwaren anzusehen sind. In Zukunft dürfen die landwirtschaftlichen Genossenschaften nicht mehr vom An- und Verkauf von Getreide ausgeschlossen werden, da der Absatz von landwirtschaftlichen Produkten in normalen Zeiten eine Hauptaufgabe der landwirtschaftlichen Genossenschaften sein muß.

(Schluß folgt.)



Die Aufklärungsarbeit in den Verhältnissen des Mißjahrs.

(Работа просвещения в условиях неурожая.)

Von Chr. Delberg.

Die letzten Jahre sind als Mißjahre zu bezeichnen. Diese sind für unsere Republik, so wie für den ganzen Südosten der Sowetunion keine zufällige, sondern eine charakteristische, den Steppengebieten eigene Erscheinung.

Die sich wiederholenden folgeschweren Erscheinungen veranlassen die Sowetregierung, einen Kampf mit der Dürre durchzuführen, einen Kampf, dem eine ganze Reihe landwirtschaftlicher Kulturunternehmungen zu Grunde liegt, und der als Folge einen völligen Umbau unserer Wirtschaftsform nach sich zieht. Hier spielt der Kulturzustand der Bevölkerung eine große Rolle. Unter einer Bevölkerung, die nicht lesen kann, ist jegliche Kulturarbeit schwer, ja oft unmöglich. Und doch müssen wir einen Umbau unserer Landwirtschaft, einen Kampf mit unseren ungünstigen Naturverhältnissen aufnehmen. Um dies aber durchzusetzen, muß auf

dem Gebiete der Volksbildung aus alles, was möglich ist, geleistet werden.

Gegenwärtig haben wir Ursache genug, um die Volksaufklärung besorgt zu sein. Die Zarenregierung hat sich nicht viel Mühe gegeben, das Volk aufzuklären; besonders sind die nationalen Minderheiten unter der Russifizierungspolitik stark heruntergekommen. Unsere deutsche Bevölkerung bildet keine Ausnahme davon.

Als Folge des langen Krieges und dann der nie dagewesenen Mißernten ist unser Bildungswesen, sowie unser Gesamtwirtschaftsleben, in einen solchen Zerfall geraten, daß es in so manchen Stücken dem Zustande der Vorkriegszeit noch nachsteht. Aus unserem Budget ist zu ersehen, daß im verflossenen Jahr aus den örtlichen Mitteln nur 378.213 Rbl. für Volksbildungszwecke verwendet werden konn-

ten. Die Unterstützung der Zentralregierung von 182.468 Rbl. hinzugerechnet, erhalten wir eine Summe, die noch lange nicht alle Bedürfnisse der Volksaufklärung deckt; sie ist sogar etwas kleiner als die Summe, die vor dem Kriege vom Landamt auf eine ungefähr gleiche Bevölkerung verausgabt wurde. Wir müssen aber mehr verausgaben; denn wir wollen das Volk wirklich aufklären. Der Kulturzustand soll fortwährend steigen.

Die neue Missernte ist ein neuer Schlag für unser Wirtschaftsleben, und somit entsteht die Gefahr, daß das Kulturleben, das jetzt aufblühen will, wieder verkümmern wird. Das muß verhütet werden. Wenn wir bei den gegebenen Wirtschaftsverhältnissen die Arbeit auch nicht erweitern können, so muß sie doch in dem erreichten Umfang erhalten bleiben.

Von 1918 bis 1923 sanken die Ausgaben für das Bildungswesen auf 33% der früheren Ausgaben; von 1923 an sind sie wieder im Steigen begriffen. Außerdem können wir freudig feststellen, daß im Jahre 1924 alle Anstalten ununterbrochen gearbeitet haben. Dies ist im Vergleich zu den vorhergehenden Jahren eine große Errungenschaft. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß unser Budget bedeutend stärker war als in den verflossenen Jahren und daß die Lehrerschaft trotz ihrer schlechten materiellen Lage energisch arbeitete.

Um eine gute Arbeit zu leisten, sind drei Dinge nötig: 1. ein zweckentsprechendes Gebäude mit der nötigen Einrichtung, 2. ein tüchtiger Lehrer, 3. Bücher und Hilfsmittel.

Mit den Schulräumen steht es nicht gut. Von allen Gebäuden, die der Volksbildung zur Verfügung stehen, besitzen wir Angaben von 674 Gebäuden (90%). Diese Angaben sagen folgendes:

66 Proz. waren speziell für Schulzwecke gebaut, 34 Proz. für andere Zwecke. 14 Proz. sind vor 1880, 15 Proz. vor 1894, 34 Proz. vor 1905 und 37 Proz. später gebaut und eingerichtet worden. Also nur 37 Proz. sind unter 20 Jahren, 30 Proz. über 30 Jahre alt. Neue Gebäude sind natürlich noch keine vorhanden. Den Zustand der Gebäude charakterisieren folgende Zahlen:

3 Proz. der Gebäude brauchen keine Reparatur, 76 Proz. brauchen Reparatur, und

21 Proz. müssen ganz umgebaut werden, wobei ein Teil davon vollständig untaugbar ist.

Sämtliche Gebäude haben nur für den dritten Teil der Schulkinder Raum; drum muß der Unterricht oft in zwei Schichten abgehalten werden, oder die Kinder sind recht eingepfercht.

Wenn es also jetzt schon an Raum mangelt, so müssen wir, wenn wir einmal wirtschaftlich die Möglichkeit bekommen, den großen Drang der Bevölkerung nach Kultur zu stillen, unbedingt Schulhäuser bauen. Gegenwärtig müssen aber große Reparaturen vorgenommen werden.

Jetzt vom Lehrer. Die große Wandlung sämtlicher Kulturarbeiter der Union hat auch bei unserer Lehrerschaft ihre Auswirkung gefunden. Sie ist nun daran, eine Sowjet-Volksbildung durchzuführen. Wir haben noch keine neuen Pädagogen und werden als solche auch erst nach 2 Jahren die ersten Absolventen des pädagog. Technikums in Marzstadt heranziehen können. Unsere heutige Lehrerschaft ist noch aus den Schulen der Zarenzeit hervorgegangen. Dies macht eine ständige Umbildung der Aufklärungsarbeiter notwendig. Die im Sommer in unseren Städten veranstalteten Sommerkurse wurden von 539 Aufklärungsarbeitern besucht, was 47 Proz. der Gesamtzahl ausmacht. Davon waren 400 aus den Elementarschulen, die übrigen aus den Fortbildungsanstalten, den Kinderheimen und den Mittel- und Fachschulen.

Im bevorstehenden Winter soll diese Arbeit in Zirkeln und durch Selbstbildung fortgeführt werden bis zu den nächsten Sommerkursen, die in Aussicht genommen sind.

Bezüglich der Bücher stand es bisher schlecht. Erst im vorigen Jahr war unser Budget imstande, kleine Summen für Bücherankauf aufzubringen. Vorher konnten keine Bücher angeschafft werden.

Im Laufe dieses Jahres wurden 33 Proz. des Bedarfs an russ. Büchern eingekauft, deutsche nur 4 Proz., weil sie auf dem Büchermarkt fehlen. Hilfsmittel konnten nur in einer ganz geringen Anzahl beschafft werden. Das Fehlen der Bücher lähmt jede Arbeit, wenn auch der Lehrer noch so gut vorbereitet ist. Im Budget des bevorstehenden Jahres sind größere Summen (40.000 Rbl.), aufgenommen, was uns die Möglichkeit gibt, etwa 25 Proz. des Bedarfs an Büchern herbeizuschaffen. Deutsche

Bücher werden ebenfalls zu haben sein; denn unser Verlag ist auch so weit gediehen, daß er deutsche Bücher im Dampfbau herstellen kann.

Es ist nur zu bedauern, daß das Budget noch nicht genug Geld und oft nicht rechtzeitig genug

für den Bücherankauf aufbringen kann. Unsere Bevölkerung ist auch noch nicht imstande, Bücher zu kaufen; denn sie hat immer noch zu sehr um ihre Existenz zu kämpfen.

(Schluß folgt.)



Das Töpfergewerbe in Ruffus.

(Горшечное производство в с. Куккуе.)

Von J. E.

(Schluß.)

Nicht mit den ersten Ruffkuffern ist dieses Handwerk aus Deutschland hierher mitgewandert, sondern ein Kolonist aus Ruffus mit dem Familiennamen Johannes soll es vor mehr als 100 Jahren bei einem Töpfer in der Kolonie Anton erlernt und dann herüber nach Ruffus verpflanzt haben. Was dem Antoner Töpfer fehlte, das fand der angehende Ruffkuffer Töpfer reichlich in der Nähe seiner Kolonie: reiche Tonlager, vorzüglich geeignet für die Töpfereier. Denn so nennen die Ruffkuffer ihr Handwerk, nach dem Wort Töpfen, wie der Topf noch genannt wird. Das Töpfen wurde in der Familie Johannes erblich; Söhne und Enkel übten es, und bald fand es auch in andern Familien Eingang. Seitdem versorgen die Ruffkuffer Töpfer die untere Hälfte der Wiesen- und die gegenüberliegenden bergseitigen Kolonien mit ihrem Geschirr. Wohl haben sie Konkurrenten an den Geschirr-Ruffen, die jedes Frühjahr auf ihren Boten die Wolga herabkommen, und ferner an denen, die aus dem Mordwinendorf Kamyschkir im Kusnezischen außer dem roten auch sehr viel schwarzes Geschirr auf die Bergseite bringen, zum Teil auch billiger verkaufen können, weil sie aus walddreichen Gegenden kommen. Dennoch behauptet das Ruffkuffer Geschirr seinen Vorrang vor dem russischen dank der soliden und akkuraten Arbeit.

Anfänglich soll ihre Arbeit auch viel zu wünschen übrig gelassen haben. Doch einmal verirrte sich ein russischer Töpfer und Alkoholik, der im weiten Reiche in größeren Töpfereien gearbeitet hatte nach Ruffus. Er wurde hier eine Zeitlang als Arbeiter beschäftigt, und von ihm

erlernten die Ruffkuffer Töpfer eine bessere Arbeit und ein vorteilhafteres Glasieren: durch das oben erwähnte Verrühren des Mennigs mit Tonbrei glasierten sie nun mit demselben Quantum 10 Töpfe statt eines. Wochten nun die Ruffkuffer Töpfer auch misstrauisch und zugeknöpft dem Nowousenschen Landamte gegenüber gewesen sein, bestrebt waren sie trotzdem, sich in ihrem Handwerk zu vervollkommen. In dem Notjahr 1891—92 gingen einige von ihnen nach Sarepta, um in der dortigen Töpfereier Arbeit zu suchen und hinter die Sareptaschen Geheimnisse zu kommen. Allein der damalige Töpfereibesitzer Niedental witterte sofort die Konkurrenten und sagte ihnen ganz offen: „Hinter meine Geheimnisse kommt ihr nicht, und weiter als bis zur Drehscheibe lasse ich euch auch nicht!“

Später arbeitete ein Ruffkuffer Töpfer im Zekaterinoslawischen und erlernte die Anwendung einiger besserer Glasuren in verschiedenen Farben: weiß, grün, gelb; — Leider fand diese bessere und schönere Arbeit unter den Bauern des höheren Preises wegen wenig Abgang, und so mußte er wieder zur Herstellung von einfachem und billigem Geschirr zurückkehren. Sein Geheimnis blieb seinen Mitkameraden im Ort verborgen.

Auch über ihre unvollkommenen, viel Holz verschlingenden Brennösen haben sich die Ruffkuffer Töpfer schon oft den Kopf zerbrochen und sich die Brennösen der Rachelbrennereien in Saratow (Гончарное заведение Селиванова) und in Kosakenstadt seinerzeit angesehen. Doch fanden sie diese großen, zu andern Zwecken eingerichteten Brennösen ungeeignet für

ihre kleinen Betriebe. Die letzte Neuerung bei ihnen ist der schon oben erwähnte schwarze Brand mit starker Rauchdurchsättigung des Geschirrs.

Unser modernes Zeitalter mit seiner Wunder schaffenden Technik hat schon so manche Hausindustrie in hartem Konkurrenzkampf verdrängt, hat Neues, Besseres an die Stelle ihrer Erzeugnisse gesetzt und manches blühende Kleingewerbe vernichtet. Denken wir nur an die jetzige Dreschmaschine, die allmählich zwei Kleingewerbe in unseren Kolonien zugrunde richtet: die Industrie der Dresch- oder Ausreitsteine in Dobrinka (eigentlich schon durch die großbetriebmäßige Herstellung von Zementdreschsteinen verdrängt) und die Industrie der kolonistischen Puzmaschinen. Erlebten wir es doch z. B. hier am Tarlyk in diesem Herbst, wie in den Dörfern die Bauern wochenlang der Reihe nach auf die Dreschmaschine warteten und den Ausdruck mit Steinen und das Reinigen mit Puzmaschinen schon ganz aufgegeben haben. Ähnliches drohte vor dem Weltkriege auch dem Töpfergewerbe durch das Emailgeschirr. Der billige Preis dieses Geschirrs und vor allem seine größere Haltbarkeit hatten die irdene Ware von Jahr zu Jahr immer mehr aus der Küche verdrängt. Nun ist das alte Bauerngeschirr eine Zeitlang wieder Trumpf in der Wirtschaft geworden, und der irdene Milchtopf wird sich noch lange bei unseren Bauernfrauen behaupten, die Töpferei also auch noch

eine Zukunft haben, wenngleich gesagt werden muß, daß das irdene Geschirr viel zu niedrig bezahlt wird, wenn man bedenkt, durch wieviele Hände jedes Stück gehen, mit wievielen Zufälligkeiten der Häfner rechnen muß. Daß bisher keine Abgaben auf diesem Handwerk ruhen, kann daher nur zu seiner Erstarbung beitragen.

Auch das darf nicht verschwiegen werden, daß die Häfnererei, gleich der Weberei, eine ungesunde Hantierung ist, und wer nicht durch Familientradition mit ihr verbunden ist, wendet sich lieber einem leichteren Berufe zu. Die Häfner leiden besonders an der Lunge, weil ihre Arbeit viel Staub entwickelt und unter diesem Staub die viele Arbeit vom Zubereiten des Tones im Troge an bis schließlich zum tagelangen Trocknen der rohen Ware, in viel zu engen Räumlichkeiten (gewöhnlich im Backhause) getan werden muß. Trotzdem liebt der Häfner heutzutage noch sein Gewerbe, das ihm in dieser knappen Zeit, wie dem Weber einen sicheren Verdienst abwirft, und er ist als freischaffender, wenn auch bescheidener Künstler stolz auf sein Handwerk. In seinem Namen sei zum Schluß dem Wunsch Ausdruck verliehen: Die Dorfschule möge der Pflege des Kunstsinnes durch Zeichnen, Malen u. dgl. in dem heranwachsenden Geschlecht ihre ganze Aufmerksamkeit schenken, denn das Handwerk bedarf dessen so sehr in seiner Arbeit!



Zur Frage des ersten Les- und Schreibunterrichts.

(К вопросу о первоначальном обучении чтению и письму.)

Von Fr. Bach.

(Fortsetzung.)

Wurde nun noch bei der sogenannten Lautiermethode von allem Anfang an das Lesen und Schreiben unter Anwendung der deutschen Druck- und Schreibschrift gleichzeitig betrieben, wie das bisher in unsern Schulen an Hand der Fabeln von Brendel, Wagner, Schölzel

u. a. der Fall war, so gestaltete sich der ganze Unterricht für den Anfänger noch verwickelter und verwirrender. Ganz natürlich. Das Erlernen einer doppelten Anzahl Buchstaben erfordert schon, einfach mathematisch gerechnet, einen doppelten Aufwand von Zeit und Mühe. So-

dann ist die Bezeichnung eines und desselben Lautes durch zwei verschiedene Zeichen, den Druck- und Schreibbuchstaben, durchaus nicht dazu angetan, dem Kinde das Lesenlernen zu erleichtern, im Gegenteil, sie verwirrt es häufig noch mehr. Schließlich soll es die verschiedenen Schriftzeichen der Druck- und Schreibschrift nicht nur nennen und zusammenlautieren, sondern die zweite Art von Schriftzeichen, die Schreibbuchstaben, auch noch schreiben, wodurch das Lesenlernen abermals stark gehemmt wird; denn die deutsche Schreibschrift ist gar nicht so leicht für die Kinder, wie uns manche glauben machen wollen. Wenn uns z. B. Brendel in dem Vorwort zu seiner Fibel sagt, die Leseschwierigkeiten seien meistens weit größer als die Schwierigkeiten des Schreibens, so erklären wir uns das nur dadurch, daß er seine Schreibleselautiermethode wahrscheinlich allzu „folgerichtig“ durchzuführen bestrebt war, indem er die Kinder unbedingt selbst, ohne sein Zutun, Buchstaben zu Wörtern zusammenlautieren lassen wollte. Andere Methodiker sagen: „Es bedarf keines Nachweises: Das Lesenlernen ist leichter als das Schreibenlernen.“ Allerdings können wir das nach der obigen Behauptung von Brendel auch nur mit einem Vorbehalt zugeben, wenn nämlich beim Lesenlehren eine zweckmäßige Methode angewandt wird.

Was haben wir also zu tun, damit das Lesenlernen durch das Schreibenlernen (nach Brendel das Schreibenlernen durch das Lesenlernen) nicht gehemmt oder erschwert werde? Sollen wir etwa, um den Kindern das sie verwirrende Einprägen von zweierlei Zeichen (Druck- und Schreibbuchstaben) für einen und denselben Laut und das für sie so zeitraubende und ermüdende Schreibenlernen der einen Art von Zeichen (der Schreibbuchstaben) in der ersten Zeit zu ersparen, das Lesen zuerst allein an Hand der deutschen Druckbuchstaben lehren, wie das von manchen empfohlen wird? Oder sollen wir der Ansicht anderer gemäß und nach dem an und für sich richtigen Grundsatz, etwas nicht bloß durch das Auge und Ohr zu erfassen, sondern auch durch die Hand in Fleisch und Blut übergehen zu lassen, das Lesen und Schreiben zugleich betreiben lassen, aber nur an Hand der Schreibschrift, um den Kindern wenigstens das sie verwirrende Einprägen von zwei verschiedenen Zeichen für einen und denselben Laut zu ersparen?

Für das erste Verfahren können wir uns schon deshalb nicht entschließen, weil dabei nur das Gedächtnis des Kindes in Anspruch genommen, den Arbeitsprinzipien aber wenig oder eigentlich gar keine Rechnung getragen wird. Zudem sollen und wollen die Kinder ja auch bald das Notwendigste, wie ihren Namen, die Namen ihrer Kameraden, Namen von Gegenständen usw., schreiben lernen. Also hätten wir uns für das zweite Verfahren zu entscheiden. Hier macht uns jedoch die Schwierigkeit der deutschen Schreibschrift viel Bedenken, ganz besonders, wenn wir bald an dem langweiligen und zeitraubenden Schreiben der Elemente vorbeikommen wollen und, statt die Kinder lange bei kleinen, unbedeutenden (und kleinzuschreibenden) Wörtchen, wie in, im, um, nun usw., verweilen zu lassen, bald zusammenhängenden, gehaltvollen Lese- und Schreibstoff (mit großzuschreibenden) Eigennamen und anderen Hauptwörtern übergehen wollen.

Es ist daher am besten, wenn wir auch in Bezug auf die Schrift vom Mithergebrachten abweichen und etwas Neues bei uns einführen, das den Kindern die Schwierigkeiten des Schreibenlernens um vieles erleichtert. Gemeint ist hier eine besondere Gattung der Antiqua (Lateinschrift), die aus lauter Großbuchstaben bestehende Steinschrift:

A B C D E F G H I J K
L M N O P Q R S T U
V W X Y Z

Druck- und Schreibschrift ist hier eins und dasselbe.

Die Steinschrift ist unter den Formen der Antiqua die allereinfachste und mithin die allerleichteste für die Kinder. Die Elemente dieser Schrift können von dem Kinde mit Leichtigkeit nachgezeichnet werden, wenn es paar ganz leichte, einfache Zeichnungen, wie z. B. Leiterchen, Fensterchen, Häuschen, Bogen, Ring und dgl., zustande gebracht hat. Die Einfachheit der Elemente der Steinschrift gestattet den Kleinen auch, die Buchstaben aus geraden und gebogenen Stäbchen und Papierstreifen

von den Kindern herstellen zu lassen, so daß nebst dem Schreiben (Zeichnen) bei dieser Schrift auch andere Arbeitsprozesse bequem angewandt werden können.

Ferner kommt dabei auch das Rechnen in Anwendung. Man läßt beispielsweise die Kinder selbst 10 „ganze Stäbchen“, einige „halbe“ und einige „Viertel“-Stäbchen machen und verschiedene Figuren daraus bilden und später beim Beginn des Lese- und Schreibunterrichts Wörter daraus zusammensetzen und angeben, wieviel Stäbchen noch übrig sind oder fehlen usw. usw.

Die Steinschrift ermöglicht also nach einigen vorausgegangenen Übungen, die im weiteren noch eingehender besprochen werden, gleichzeitig mit dem Lesen und Schreiben zu beginnen, und zwar in den ersten Stunden schon an Hand von Wörtern, die zu einem zusammenhängenden Text nötig sind, die aber in einer andern Schrift mit manchen zu schweren Kleinbuchstaben und noch schwereren Großbuchstaben für die Kleinen nicht leicht zu bewältigen wären.

Daß die Steinschrift die leichteste Schrift ist, geben sogar diejenigen zu, die aus Religiosität, Rationalismus und dgl. heiligen Beweggründen auf die deutsche Schrift so verfallen sind, daß sie trotzdem und alledem diese deutsche Schrift auch bei den Anfängern nicht fallen lassen wollen.

Nun, die Steinschrift dringt nach und nach doch durch. Mehrere vor mir liegende reichsdeutsche Bibeln, die in den beiden letzten Jahren erschienen sind, beginnen fast alle mit der Steinschrift.

„Aber wie steht es denn mit dem Uebergang zur deutschen Druck- und Schreibschrift?“ höre ich da jemanden fragen.

Darauf lasse ich Otto Zimmermann, den Verfasser der preisgekrönten „Hansaibel“ antworten: „Haben die Kleinen die Grundformen der Skelettschrift erst erfaßt, so bereiten ihnen die daraus entwickelten spä-

teren Ausdrucksformen nicht die geringste Not.“ Andere Methodiker sprechen sich auf ähnliche Weise aus. Uebrigens braucht man, wenn man mal eine Schrift geläufig lesen kann, nur die Buchstaben einer andern und, wenn sie in einer Fremdsprache vorkommen, diese noch zu kennen, um bald lesen zu können. Wie haben denn viele von uns, die deutsch lesen konnten, die lateinische Druckschrift erlernt? — Mit Leichtigkeit, häufig ohne fremde Hilfe und ehe sie es sich versahen. Ganz natürlich. Viele lateinische (kleine) Buchstaben sind den deutschen sehr ähnlich, und die unähnlichen erriet man häufig. Und wie haben denn schon viele russisch lesen gelernt, besonders wenn sie nicht nur deutsch und lateinisch lesen konnten, sondern auch noch die russische Sprache verstanden? Ebenso leicht.

Es ist also aus einem Floh ein Elefant gemacht, wenn man den Uebergang von einer Schrift zur andern als „riesig schwer“ aufbauscht.

Nichtsdestoweniger sind wir dem Kinde schuldig, ihm den Uebergang von einer Schrift so viel wie möglich zu erleichtern. Wir müssen mithin von der Steinschrift allmählich zur lateinischen kleinen Druckschrift und Schreibschrift übergehen.

Und zur deutschen Druck- und Schreibschrift?

Ebenso, und zwar mit Schriftformen, die den Uebergang so leicht wie möglich gestalten. Wenn manche glauben, die deutsche Schriftformen könne man als überflüssig allmählich oder gar sofort ganz aufgeben, so ist das doch zu weit gegangen. Behalten wir die deutschen Schriftformen als die schönsten bei — das Auge will ja nicht nur Nützliches, sondern auch Schönes sehen — ; aber allzu große Eile mit diesen schönen deutschen Schriftformen hat es ja nicht, und dem Kind von allem Anfang an das Lesen- und Schreibenlernen damit zu erschweren, ist gegen alle Grundsätze der Pädagogik und Didaktik.

(Schluß folgt.)





Die Kultur des Weinstocks im Unteren Wolgagebiet.

(Культура винограда в Нижнем Поволжье.)

Von Heinrich Rüger, Agronom.

(Fortsetzung.)

5. Der grüne Gutedel. Die Traube ist mittelgroß, zylindrisch, locker. Die Beeren sind groß, rundlich und von schöner grüngelber Färbung; sie sind fest und saftig mit sehr angenehmem Geschmack, jedoch ohne Aroma. Diese Sorte ist eine leicht verfrachtbare Tafelsorte von mittlerer Fruchtbarkeit und früher Reife. Diese Sorte ist eine der besten. Sie leidet oft an Blütenabfall; deshalb muß sie ebenso wie Magdalene von Anjou gepflanzt werden, d. h. zwischen 2—3 Stöcken dieser Sorte müssen 1—2 Stöcke irgend einer männlichen Sorte eingepflanzt werden. Einige Empfindlichkeit gegen den Frost ist ein nicht zu unterschätzender Nachteil dieser Sorte, und deshalb bedarf sie einer besonders sorgfältigen Pflege. Sie wird kurz geschnitten und an Spalieren gezogen.

6. Isabelle, frühreife. Die Rebe ist mittelgroß und kurz zylindrisch. Die Beere ist mittelgroß und beinahe rund; ihre Schale ist fest, die Färbung blauschwarz mit starkem blau-grauem Anflug. Das Fleisch ist klumpig, saftig und süß und hat einen starken eigentümlichen Geschmack. Sie ist besonders unempfindlich für Pilzkrankheiten und findet als Tafel- und Weinsorte Verwendung. Der Wein hat jedoch einen eigentümlichen Geschmack, so daß man sich erst an ihn gewöhnen muß; der süße Wein von dieser Sorte hat einen ange-

nehmeren Geschmack. Diese Sorte ist besonders schön belaubt und wird deshalb oft zum Beschatten der Lauben verwendet. Sie verträgt das Verfrachten sehr gut und bleibt dabei vorzüglich erhalten. Die frühreife Isabelle ist sehr einträglich: im südlichen Teil der Krym liefert sie bis 200 Pud, im Kaukasus sogar bis 500 Pud von der Dessj. An den Boden stellt die frühreife Isabelle keine besonderen Ansprüche. Dank ihrer Unempfindlichkeit gegen die Kälte und ihrer Fruchtbarkeit kann sie auch bei uns gebaut werden, sie ist jedoch keine besonders frühreife Sorte.

7. Der rote Malvasier. Die Reben und die Beeren dieser Sorte sind klein. Die Beeren sind sanft oval gestaltet und von dunkelgelber Farbe mit einem Rosaanstrich. Sie sind saftig und besitzen ein angenehmes Aroma. Sie stellt eine besonders frühreife Tafel- und Weinsorte mittlerer Erträglichkeit dar, die nicht verfrachtet werden kann. Sie überwintert gut, ist jedoch gegen die Frühlingserfröste sehr empfindlich und liebt einen fetten, fruchtbaren Boden. Auf gutem Boden gebaut, wird sie lang geschnitten, auf weniger fruchtbarem — kurz.

Diese Sorte habe ich in einigen Weingärten angetroffen, und die Winzer sind mit ihr sehr zufrieden.

8. Muskat, frühreifer. Die Rebe dieser Sorte ist von mittlerer Größe und ziemlich dicht. Die Beeren sind mittelgroß, rund und von gelblich-grüner Farbe. Das Fleisch ist fest, saftig, knirschend und hat einen feinen Muskatgeschmack; die Schale ist dick und elastisch. Der frühreife Muskat ist eine frühausreifende Tafelsorte von mittlerer Erträglichkeit, die verfrachtet werden kann. Sie verlangt einen kurzen Schnitt.

9. Der weiße Gutedel hat eine mittelgroße Rebe von konischer Form; er ist fest oder locker, je nach der Eigenschaft des Bodens, auf dem er gebaut wird. Die Beeren sind mittelgroß, rund und gelb-grün; an der der Sonne zugewendeten Seite ist sie braun-goldig. Das Fleisch ist zart und knirschend; die Schale ist zart und dünn, aber dauerhaft. Diese Tafelsorte reift früh aus und ist eine der besten, die bei uns angepflanzt werden, weshalb sie auch sehr verbreitet ist. In der Schweiz wird aus ihr Wein gefeltert. Die Beeren bleiben bis in den April hinein gut erhalten. Sie verträgt die Verfrachtung gut und liefert von Jahr zu Jahr gleichmäßige reichliche Ernteerträge. Diese Sorte liebt eine sonnige Lage, sandigen Lehm- oder leicht kalkhaltigen Boden. Gezogen wird sie an Spalieren und bedarf eines kurzen Schnitts. Der weiße Gutedel ist besonders für den Markt geeignet, da er beim Transport keinen Schaden leidet.

10. Der Gutedelmuskat hat eine mittelgroße, kurze und feste Rebe. Die Beeren sind nicht besonders groß, rund und am Stielende etwas eingedrückt; sie sind von stroh-goldiger Färbung und mit einer dünnen Schale versehen. Das Fleisch ist knirschend, süß und hat einen besonders angenehmen Muskat-Beigeschmack. Der Edelmuskat ist eine der besten frühausreifenden Tafelsorten von mittlerer Erträglichkeit, läßt sich gut aufbewahren und verfrachten. Er wird an Spalieren, vorzüglich des Systems Gouillot, gezogen und verlangt einen kurzen Schnitt.

11. Der violette Gutedel hat eine mittelgroße, zylindrische, kurz-flügelartige und lockere Rebe. Die Beeren sind mittelgroß und rund. Kurz nach der Befruchtung werden sie rot-violett, nach und nach werden sie jedoch blaffer und zur Zeit ihrer vollen Reife werden sie grau-violett. Das Schälchen ist dünn und

dauerhaft; das Fleisch fest, süß, zart und von angenehmem Geschmack. Der violette Gutedel ist eine frühausreifende fruchtbare Tafelsorte. Er ist für den Transport und das Aufbewahren vollständig geeignet. Die Knospen entwickeln sich spät, weshalb er der Gefahr einer Schädigung durch Frühlingsfröste nur selten ausgesetzt ist. Gleichzeitig mit den Beeren färben sich auch die Ranken, die Blattnerben und die Triebe dieser Sorte rot-violett. Gezogen wird sie an Spalieren in tellerartiger Form und wird kurz geschnitten.

12. Hamburger Muskat. Die Rebe ist mittelgroß, lang, verzweigt, herunterhängend und locker. Die Beeren sind groß oder mittelgroß, oval oder beinahe rund und schwarz, mit starkem grau-blauem Anlauf. Das Fleisch ist ziemlich fest, saftig und von überaus zartem erfrischendem Muskatgeschmack. Die Schale ist dünn und mäßig fest. Diese Sorte reift nicht besonders früh aus und gedeiht deshalb nur an südlichen und südöstlichen Abhängen. Nach Geschmack und Schönheit ist sie eine der besten Tafelsorten. Sie ist besonders für Treibhauskultur geeignet, wobei sie bedeutende Ernteerträge liefert. Ihr Schnitt ist kurz.

13. Rosa-Muskat. Die Rebe ist von großem Umfang, lang, zylindrisch geformt und fest. Die Beeren sind von verschiedener Größe, jedoch nicht über mittelgroß, rund, im Schatten hell-rot und an der Sonne dunkel-rot. Das Fleisch ist fest, saftig und besitzt einen Muskatgeschmack. Der Rosa-Muskat ist eine frühreife Sorte und liefert gute Ernteerträge. Er ist jedoch für das Verfrachten nicht geeignet, weil seine Beeren leicht faulen. Er ist für den Tisch und auch für die Kelter tauglich, wobei er gute Likörweine liefert. Er verlangt kurzen Schnitt.

14. Der Schwarze Muskat hat eine mittelgroße zylindrische, lange Rebe und schwarz-violette Beeren, deren Fleisch knirschend, saftig und von angenehmem Muskatgeschmack ist. Er ist eine Tafel- und Weinsorte von nicht besonders früher Reife, läßt sich verfrachten; seine Fruchtbarkeit ist mittelmäßig, jedoch für einzelne Jahre sehr ungleichmäßig. Er liefert dicken minderwertigen Wein mit starkem Muskatgeruch. Aus gedörrten Beeren dieser Sorte gewonnener Likörwein nimmt sich besonders gut aus.

(Schluß folgt.)

Der Kampf mit der Dürre und die Hackfrüchte.

(Борьба с засухой и пропашные растения.)

(Aus den Angaben der Krasnofuter landwirtsch. Versuchstation.)

Von A. Kubarewa, Agronom.

Bereits im vorigen Jahre habe ich in meinem Artikel „Wie kann der Landmann seine Ernten erhöhen?“ („Unsere Wirtschaft“ Nr. 15, 16 und 17 für das Jahr 1923) unter anderem auf die Wichtigkeit der Hackfrüchte im Saatwechsel hingewiesen. Diese Pflanzen stellen in Bezug auf Feuchtigkeit und Nährstoffe andere Bedingungen an den Boden als die frühreifen Halmfrüchte. Auch bessern sie die Wachstumsverhältnisse für die nach ihnen folgenden Halmfrüchte. In diesem Artikel will ich über die Rolle der Hackfrüchte im Kampf mit der Dürre sprechen.

In unseren Verhältnissen führt die Aus-
saat gleichartiger frühreifer Getreidesorten häufig dazu, daß der Landmann gänzlich ohne Brot und Futter für sein Vieh bleibt; denn in der ersten Hälfte des Sommers herrscht bei uns meist sehr trockenes Wetter. Diese Gefahr kann jedoch dadurch vermieden werden, daß in den Saatwechsel Pflanzen eingeführt werden, die hinsichtlich der Feuchtigkeit andere Bedürfnisse haben. Solche Pflanzen sind die Hackfrüchte. Rut, Bohnen Topari, Linsen, Hirse, Welschorn, Bartgras und Subangras sind Hackfrüchte, die sich während ihrer Prüfung auf der Krasnofuter landwirtsch. Station gut bewährt haben. Beide letzteren kommen einzig als Viehfutter in Betracht.

Die Rut und die Linsen reifen sehr früh und zeichnen sich durch hohe Widerstandsfähigkeit gegen die Dürre aus. Die Bohne, das Welschorn und das Bart- und Subangras u. a. entfalten in der ersten Hälfte des Sommers ein spärliches Wachstum und verbrauchen daher in dieser Zeit wenig Feuchtigkeit; ihre starke Entwicklung fällt auf die zweite Hälfte des Sommers, wenn die frühreifen Halmfrüchte schon in der Reife stehen oder sogar eingeerntet werden. Bei genannten Eigenschaften der Hackfrüchte ist der im Boden vorhandene Vorrat an Herbst- und Winterfeuchtigkeit für ihr Wachstum ausreichend. Alle derartigen Pflanzen entwickeln ein starkes Wurzelsystem und nützen deshalb die Feuchtigkeit aus der tiefer gelegenen

Erdschicht aus. Die Niederschläge in der zweiten Sommerhälfte, die die Halmfrüchte nicht mehr ausnützen können, werden von den Hackfrüchten vollständig ausgenützt.

Das Jahr 1924 hat die Wichtigkeit der Einführung der Hackfrüchte in den Saatwechsel besonders augenfällig bestätigt. Im laufenden Jahr wurden die frühreifen Halmfrüchte auf der landwirtschaftlichen Versuchstation eingeerntet, ohne daß ihnen auch nur ein einziger Regen zumuze gekommen wäre; denn erst Ende Juli fiel der erste nennenswerte Regen, der den Pflanzen zugute kommen konnte. Vom 26. Juli bis Ende des Monats Juli betrug die Gesamtmenge der Niederschläge 30,9 Millim., für August 50,8 Millim. Diese Regengüsse wirkten überaus wohlthuend auf die noch in vollem Wachstum stehenden Hackfrüchte, die infolgedessen noch einen befriedigenden Ernteertrag lieferten. Nachstehend folgt die Beschreibung der Eigenschaften der einzelnen Hackfrüchtearten und wie sie auf der landwirtschaftl. Station bearbeitet werden.

Die Rut (Schaferbse) ist eine gegen die Dürre überaus widerstandsfähige Pflanze. Sie liefert eine nahrhafte Speise und hat den Geschmack der gewöhnlichen Erbse. Ihr Stengel wächst in aufrechter Stellung und bedarf keiner Stütze, weshalb sie bequemer eingeerntet werden kann als die gewöhnliche Erbse. In den Jahren 1914—1918 und 1923—1924 lieferte die Rut eine Durchschnittsernte von 51 Pud von der Dessj. Im laufenden Jahr geriet sie verhältnismäßig gut, ungeachtet dessen, daß sie wiederholt von Ziefelmäusen abgefressen wurde. Einigemal wurde sie bis auf den Erdboden abgenagt; sie erholte sich jedoch stets aufs neue. Sogar die Früchte wurden von den Schädlingen vernichtet; die Pflanzen blühten jedoch zum zweitenmal und setzten neue Früchte an. Ungeachtet der vielen Unbilden, denen sie im laufenden Jahr ausgesetzt war, lieferte die Rut dennoch 20 Pud von der Dessj. Eine überaus wertvolle Eigenschaft dieser Pflanze darf nicht

unertwähnt bleiben. Die Heuschrecke, der Wiesensalter und die Blattlaus, die den Erbsenanbau in unserer Gegend beinahe zur Unmöglichkeit macht, überfallen die Nut nie; gegen diese Schädlinge hat sie die Natur geschützt. Die Zieselmäuse jedoch scheinen besondern Gefallen an der Nut zu haben; denn sie ziehen sie den andern Pflanzen vor.

Die Nut wird im Frühjahr auf einem Felde, das im Herbst umgeackert worden ist, ausgesät. Vorerst wird der Acker geeeggt und dann mit dem Ertirpator bearbeitet, damit die Körner möglichst tief vericharrt werden. Nachfröste beschädigen die Nut nicht, und deshalb kann sie gleichzeitig mit dem Weizen ausgesät werden, damit sie die im Erdboden enthaltene Feuchtigkeit besser ausnützen kann. Die Aussaat geschieht reihenweise, in Abständen von 8—9 Werschot; bei solch einer Aussaat genügen 6—7 Pud auf eine Dessj. Das Unkraut darf in den Zwischenreihen nicht lange stehen gelassen werden, da es dem Acker die für die Kulturpflanze nötige Feuchtigkeit entzieht. In den meisten Fällen genügt ein einmaliges Säen, da die Nut bei normaler Entwicklung das Unkraut erstickt. Bei der Reihen Aussaat bereitet das Säen keinerlei Schwierigkeiten, da hier ebenso gut mit dem „Planeten“ (Hackflug) wie mit gewöhnlichen Handhacken gearbeitet werden kann.

Die Bohne Topari steht der vorher beschriebenen Nut an Widerstandsfähigkeit gegen die Dürre gleich. Sie wird zu den spätreifen Hackfrüchten gezählt. In den Staaten Amerikas, wo trockenes Klima vorherrscht, ist diese Pflanze weit verbreitet. Die Ernteerträglichkeit der Bohne Topari beträgt auf der landwirtschaftl. Station zu Krasny-Kut im Laufe von Jahren durchschnittlich 43¹/₂ Pud von der Dessj. Im laufenden Jahr lieferte sie 36—45 Pud von der Dessj. Diese Bohne ist sehr schmackhaft

und reich an Nährstoffen. Das ungleichmäßige Ausreifen dieser Bohnenart ist eine freilich ziemlich nachteilige Eigenschaft. Infolgedessen müssen die früher ausreifenden Schoten noch vor der Haupternte gepflückt werden. Das ist natürlich keine erwünschte Erscheinung. Aussaatverfahren und Bodenbearbeitung sind beim Anbau dieser Hackfrucht dieselben, wie bei der Nut. Samen ist etwa 3 Pud auf die Dessj. nötig. Die Bohne Topari darf nicht vor dem 10. Mai ausgesät werden da ihre Saaten von Nachfrösten sehr mitgenommen werden. Das Säen der Bohnenäcker muß sorgfältig geübt werden, da die Bohnen leicht vom Unkraut überwuchert werden. Dies geschieht infolge ihrer langsamten Entwicklung während der ersten Sommerhälfte.

Die rote Hirse. Die klumpige Abart dieser Kulturpflanze hat sich bisher als die ertragreichste bewährt. Im laufenden Jahre lieferte sie:

bei der Aussaat vom	25. April	—	45	Pud.
"	"	"	10. Mai	— 37 ¹ / ₂ "
"	"	"	25. Mai	— 54 ¹ / ₂ "

Die reichlichste Ernte ist demnach von der spätesten Aussaat erhalten worden, während voriges Jahr die früheste Aussaat die gelungenste war. Für den Ernteertrag dieser Pflanze sind die Sommerbedingungen ausschlaggebend. Deshalb ist es ratsam, die Hirse bei bedeutenden Aussaatflächen in einigen Zeitabständen auszusäen. Die Aussaat der Hirse erfolgt im Frühjahr. Der Acker muß im Herbst vorbereitet werden. Der Samen, 20—25 Pfund auf eine Dessj., wird in Reihenabständen von 8—9 Werschot ausgesät. Das Unkraut wird mit Hilfe des „Planeten“ vernichtet; das in den Reihen stehende Unkraut wird mit den Händen ausgerupft.

(Schluß folgt.)



Die Pflege der Obstbäume.

(Уход за плодовыми деревьями.)

Von L. Dmitrijew, Lehrer am Technikum in Nikolajewski Gorodok.

(Fortsetzung und Schluß.)

Auf eine Dessjatine Gartenland dürfen nicht weniger als 30 solcher Beräucherungshaufen kommen. Sie werden gleichmäßig und nicht zu nah bei den Bäumen angelegt.

Bei der Beräucherung des Gartens sind folgende sechs Regeln zu beobachten:

1. Die Haufen müssen im Frühjahr zeitig und in gehöriger Menge angelegt werden.

2. Die Haufen werden gleichmäßig und nicht zu nah bei den Bäumen, mehr auf der Windseite, im ganzen Garten verteilt.

3. Die Haufen werden angezündet, wenn die Temperatur der Luft auf $+2^{\circ}$ R. gefallen ist.

4. Die Haufen muß man zu allererst von der Windseite rasch anzünden. (Die Hälfte der Haufen müssen vorrätig bleiben.)

5. Die Haufen dürfen nicht flammen und müssen langsam und gleichmäßig brennen, damit sie mehr Rauch geben. (Die flammenden Haufen werden mit Erde beschüttet; wenn die Haufen schlecht brennen, so muß man von der Windseite Luft durch sie hindurchlassen.)

6. Während des Sonnenaufgangs muß das Beräuchern verstärkt werden und bis 9—10 Uhr morgens andauern.

Wir haben schon früher erwähnt, daß bei feuchter Luft die Fröste weniger gefährlich sind. Es ist daher notwendig, daß der Garten ringsum von einer Allee von Waldbäumen beschützt werde. Die Waldbäume schützen den Garten gegen die kalten Winde.

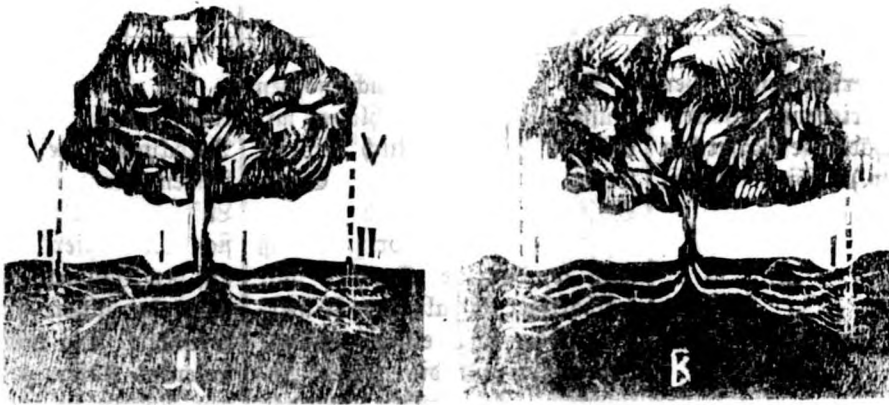


Abbildung 13.

Das Beräuchern oder das Bespritzen der Garten mit kaltem Wasser schützt die Blüten vor starker Sonnenhitze. In Gärten, die in trockenen Jahren nicht bewässert werden, kann man beobachten, wie die Blüten im Frühjahr aus Mangel an Feuchtigkeit abfallen. Das Abfallen der Blüten geschieht auch oft aus Mangel an Nahrungstoffen im Boden. Um den Boden an Nahrungstoffen zu bereichern, muß man ihn mit Misterde düngen. Zu unserem Südoften ist es notwendig, die Feuchtigkeit des Bodens zu erhalten. Um die Feuch-

tigkeit in der Erde anzusammeln und zu erhalten, muß der Garten zum Winter umgegraben,*) der Schnee angesammelt und der Boden im Frühling so früh wie möglich aufgelockert werden, damit sich auf dem Boden keine Rinde bildet. Man muß ferner im Laufe des Sommers das Unkraut vernichten. Aber nicht immer ist das alles für das normale Blühen genügend; bei uns im Wolgagebiet ist es notwendig, daß die Gärten begossen werden. Beim

*) Die Erde muß in großen Schollen liegen bleiben.
Die Meistwörter

Bewässern der Obstgärten ist darauf acht zu geben, daß nicht die dicken alten Wurzeln, die sich dicht am Stamme befinden, begossen werden (sie können kein Wasser mehr in sich aufnehmen), sondern die dünnen, jungen Wurzeln, die den Baum nähren und die sich bei zehnjährigen Bäumen gegen 1¹/₂ Arschin, bei zwanzigjährigen gegen 2¹/₂ Arschin und bei dreißigjährigen gegen 3¹/₂ Arschin vom Stamme befinden. (Sieh Abbildung 13.)

Bei trockenem Sommer muß der Garten 2 bis 3 mal begossen werden, und zwar während der Blütezeit (falls der Boden trocken ist), während der Entwicklung der Früchte und während ihrer Eimerntung*) (aber nicht später als am 1. Sept. n. St.). Jetzt sind wir mit der Pflege der Obstbäume im Frühjahr und Sommer zu Ende. In aller Kürze wollen wir die Beschreibung der Arbeiten während der Blütezeit der Gärten hinzufügen.

Zeit für die Ausführung der Arbeiten	Die Schadenstifter, Krankheiten und andere Ursachen, die das Obst schädigen.	Die Bezeichnung der Arbeiten.	Bemerkungen.
Vor der Blütezeit im Frühhing.	Die Pilzkrankheiten (der Schorf, die Fruchtfäule, der Rost und die Flecken auf den Blättern usw.) Sieh Arbeit Nr. 1.	Nr. 1. Vor dem Ausschlagen der Knospen muß man die Stämme und Zweige mit grünem Eisenvitriol und kalkhaltiger Milch bespritzen. (Auf einen Eimer Milch nimmt man ein halbes Pfund Eisenvitriol.)	Das Bespritzen muß nach dem Beschneiden der Krone und nach der Reinigung des Stammes ausgeführt werden. Für einen Baum von mittlerer Größe werden ³ / ₄ Eimer von dieser Flüssigkeit verbraucht.
Vor der Blütezeit im Frühhing.	Verschiedene oben beschriebene Insekten-Schädlinge (Käferchen usw.). Sieh Arbeit Nr. 2.	Nr. 2. Die Fruchtknospen müssen vor dem Ausschlagen mit dicker kalkhaltiger Milch bespritzt werden. (Auf einen Eimer Wasser nimmt man 3 Pf. gelöschten Kalk.) Bespritzen muß man so, daß die Knospen mit kalkhaltiger Schale bedeckt werden. Man läßt einige Bäume unbespritzt, um die Käfer anzulocken. Am frühen Morgen schüttelt man die Käfer von den unbespritzten Bäumen mit speziellen hölzernen Hämmern auf nasse Segeltücher ab.	Auf jede 15 Bäume läßt man 1 Baum zur Anlockung unbespritzt. Am frühen Morgen, wenn die Luft noch kalt ist, halten sich die Käfer nicht fest auf den Bäumen; beim Abschütteln fallen sie leicht herunter. Die heruntergefallenen Käfer gibt man den Vögeln zu fressen. In Gärten, worin keine Beerensträucher sind, wäre es nützlich, zum Vertilgen der Käfer Hühner und Perlhühner zu halten.
Vom Anfang der Blütezeit bis zum Abfallen der Blütenblättchen.	Die Pilzkrankheiten	Während der Blütezeit ist die Bespritzung des Gartens zu unterlassen.	

* Da während des Einheitsens der Früchte wenig Zeit vorhanden ist, so kann diese Arbeit auch sofort nachher ausgeführt werden. Die Heb.

Zeit für die Ausführung der Arbeiten.	Die Schadenstifter, Krankheiten und andere Ursachen, die das Obst schädigen.	Die Bezeichnung der Arbeiten.	Bemerkungen.
Vom Anfang der Blütezeit bis zum Abfallen der Blütenblättchen.	Die Rüsselkäfer. Sieh Arbeit Nr. 3.	Nr. 3. Am frühen Morgen, so lange es in der Luft noch kalt ist, schüttelt man die Käfer auf nasse Segeltücher ab und gibt sie den Hühnern zu fressen.	
	Oljenka (Tropinota hirta). Sieh Arbeiten Nr. 4 und 5.	Nr. 4. Beim Heransfliegen der Käfer muß man sie mit kaltem Wasser bespritzen und auf nasse Segeltücher herabschütteln.	
		Nr. 5. Bei sehr starkem Heransfliegen der Käfer muß man die Gärten beräuchern.	Es wird empfohlen, zum Anlocken der Oljenka Vogelbeeren (рябина) zu pflanzen, die früher blühen als die Fruchtbäume.
	Späte Fröste. Sieh Arbeit Nr. 6.	Nr. 6. Das Beräuchern der Gärten. Am frühen Morgen, vor Sonnenaufgang, sind die Bäume mit kaltem Wasser zu bespritzen.	
	Das Abfallen der Blüten. Sieh Arbeit Nr. 7.	Nr. 7. Das Düngen der Bäume, Ansammlung der Feuchtigkeit im Boden und Bewässerung des Gartens.	
	Schlechte Befruchtung der Blüten. Sieh Arbeit Nr. 8.	Nr. 8. Katjam, Bienenzucht im Garten anzulegen.	



Der Ross, die Geißel der Pferdezucht.

(Сап—бич коневодства.)

Von E. Rapoport, Veterinärarzt.

(Fortsetzung.)

Alle drei Formen des Rosses verlaufen manchmal sehr langsam, ziehen sich Monate, bisweilen auch Jahre lang hin; d. h. sie werden chronisch. Manchmal dagegen verläuft die Krankheit äußerst schnell, „akut“, und endigt in einigen Tagen, höchstens in einer bis zwei Wochen, mit dem Tod.

Bei der chronischen Form des Rosses kämpft das Tier langsam, aber hartnäckig gegen die seinen Körper zerstörende Krankheit an. Zeitweilig fühlt es sich, wie bereits erwähnt, ziemlich wohl, es scheint auf dem Wege der Besserung, manchmal sogar ganz gesund zu sein; dann aber fühlt es sich wieder sehr schlecht. Das läßt sich dadurch erklären, daß die an irgend einer Stelle befindlichen Geschwüre oder Knoten anfangen zu heilen oder daß der Organismus sie unschädlich macht, indem er sie mit einer gips- oder kalkartigen Kapsel umgibt, die gleichsam zum Schutz der übrigen Körperteile gegen die Ansteckung dient. Diese Verkalkung oder Bergipsung kann man sehr oft, hauptsächlich an inneren Körperteilen beobachten.

So kämpft der Organismus mit der Krankheit und bemüht sich, die ihn zerstörenden Bakterien des Rosses zu vernichten oder wenigstens unschädlich zu machen, und sehr oft ist er dem Siege nah. Aber unter dem Einfluß irgend einer Ursache, die oft gar nicht festzustellen ist, gelingt es einigen oder auch nur einer Bakterie, sich aus der Einschließung zu befreien. Sie wird an andere Stellen getragen, beginnt dort von neuem ihre zerstörende Arbeit und bildet neue Knoten und Geschwüre, mit andern Worten, die Krankheit verschärft sich, wird wieder akut. Und eine solche Verschärfung kann jeden Tag, jede Stunde eintreten.

Gewöhnlich leidet das Pferd nur am chronischen Ross, während diese Krankheit beim Menschen meist in akuter Form auftritt.

Gibt es aber keine Fälle vollständiger Genesung? Möglich ist wohl eine solche vollständige Genesung, wenn auch sehr selten.



Abbildung 5.
Rosswunden am Bein des Pferdes.

Trotz vielfähriger Beobachtungen hat die Wissenschaft bis jetzt nur 14 Fälle festgestellt, bei denen Menschen, die am Ross erkrankt waren, wieder gesund geworden sind. Dagegen hat man in den 5 Jahren von 1887 bis 1891 in Rußland jährlich im Durchschnitt 133 Fälle registriert, bei denen die Menschen an Ross zugrunde gegangen sind. Allein in einem Jahr (1912) starben 195 Menschen am Ross.

Eine Ziffer für gesund gewordene Pferde und andere Tiere kann man nicht angeben, da man niemals feststellen kann, ob das Tier wirklich ganz vom Ross geheilt ist.

(Schluß folgt).



Kultur und Leben.

Dem Nicht entgegen.

Von Fr. Strom.

(Fortsetzung).

In einem Augenblick standen auch die übrigen Frauen und Mädchen, manche nur halb angekleidet, draußen bei der Wes Susann und sahen erregt auf das furchtbar-großartige Schauspiel einer mächtigen Feuersbrunst bei dunkler Nacht auf freier Steppe! Zwei Weizenschuber standen fast ganz und ein dritter nahezu halb in hellen Flammen.

„Siewe Zeit! wie mog nor das angang sin?“ —

Niemand wußte es.

Drunten auf dem Hofe wurden fieberhaft Vorkehrungen getroffen, um den Brand, wenn auch nicht zu löschen, so doch mindestens einzudämmen, bis mehr Hilfe käme.

Während der Vorkehrungen griff das Feuer noch mehr um sich und verbreitete einen immer helleren Schein über die Meierei und weithin über die Umgegend.

„Hordig, hordig, Mannslait, Wasser bei junst is alles vorlor!“ eiferte der Maschinist die Männer an, die die beiden Wasserwagen zurechtgemacht hatten und nun im Galopp dem Teiche zujagten.

Noch fieberhafter als der Maschinist rannte Pitt hin und her und rief den andern zu: „Hordig, hordig, alle Gemere beigejucht!“

„Mädjer, das is unjer Sach“, wandte sich Julie Ernst an ihre Arbeitsgenossinnen. „Vorwärts, die Gemere bei!“

„Gemere sin awer zu wenig do.“

„No dann aach anneres Giherr.“

Alles, was nur zum Löschen tauglich schien, wurde beigejucht.

Schon war der erste Wasserwagen da, und nun begann ein erbitterter Kampf gegen das wütende Element. Auch der zweite Wasserwagen kam. Wer Eimer und sonstige Gefäße hatte, konnte sich nun rühren.

Zimmer wieder wurde gefragt: „Wie is nor das angang? Wer mog nor das angesteckt han?“

Niemand konnte darauf Antwort geben.

Trotz aller Anstrengungen konnten die wenigen Menschen mit den unzulänglichen Löschmitteln nichts ausrichten, zumal die brennenden Weizenschuber eine furchtbare Hitze ausgoßen, so daß die Menschen nicht nahe genug zu ihnen hinan konnten und das Wasser, das sie gegen das Feuer schütteten, nicht dahin gelangte, wohin es eigentlich hätte gelangen sollen.

„Siewer Gott! muß jo aach noch dr Jack Jacklittsch fehle!“ jammerte Pitt. „Was werd der nor saae? was werd der nor saae? — Daß s jo aach keener frieher gmerkt hat!“

Und der Maschinist klagte: „s kummt jo aach gar kee Hilf! s werd woll alles vorlor jin!“

„Ja, do kummt n Gfährnt angjaht oder jogar paar.“ —

Ein Bauer kam mit einem Wasserwagen angejagt, bald danach noch einer und dann noch ein dritter.

Diese Bauern hatten ihre Tennen unweit der Meierei der Gebrüder Abel. Eimer von

ihnen war den Brand gewahr geworden und eilte, so schnell er konnte, zu Hilfe, nachdem er die beiden andern davon in Kenntniß gesetzt hatte, die seinem Beispiel Folge leisteten.

„Männer, helfst! helfst!“ —

„Ja, was kann mir do helpe! Das Faier is jo schon zu groß!“ —

„Ja, das is alles zu wenig!“ —

„No mir wolle doch unjer Miegliches due. Nor angepackt! — Weibslait, schütt dort mehr hin, daß s Faier net so arig um sich greift!“ —

Dem wütenden Element konnte trotz alledem kein Einhalt geboten werden.

„Mr meent jo aach, s Dorf drive wär dot!“ —

Da — ein Geheul und Gewimmer aus der Ferne. Schauerlich drang es durch die Nacht. Es waren die Glocken von Altmühlen, die den Bewohnern des Dorfes den Vorgang auf der Meierei der Gebrüder Abel verkündeten. —

Keine halbe Stunde verstrich seit dem ersten Glockenzeichen, als die Abel in rasendem Galopp dahergejagt kamen. War schon der Zwanacklitisch ganz verstört, so konnte man den Jackacklitisch kaum noch erkennen. Sein totenbleiches Gesicht war verzerrt, und seine Augen rollten nur so in den Augenhöhlen herum.

„No ums Himmelswille, wie is dann das angang?“ —

„Das weesß kee Mensch, Jackacklitisch!“ —

„Pitt, Pitt! No wu warscht du dann? For was han ich dann dich, du Satan?“ —

„Ich han mich bißje umgleht ghat.“ —

„So, umgleht ghat! oh, oh!“ —

„Jakob, das helfst jo niz. Mir miße rette, was mir rette kann. Schau mol dort — Männer, Männer! die Flamm schlaht schon uf den anuere Houfe niwer! Wasser bei! Wasser bei!“ —

„Oh, oh! Das is jo doch alles vorlor, Johannes!“ stöhnte der ältere Abel.

„Die kumme jo aach ewig net mit dr Faierispriß bei!“ —

„Das helfst je doch niz mehr! oh, oh!“ —

Das Feuer verbreitete sich bei dem ziemlich starken Luftzug tatsächlich immer mehr und ergriff schließlich auch den letzten Weizenschober.

Die Leute, die nun rasch nacheinander mit Wassermagen und der alten Feuerspritze auf der Meierei anlangten, machten sich wohl eifrig ans Löschen, obwohl sie einsahen, daß sie des entfesselten Elements nicht Herr werden würden.

Der Brand vollendete ungeachtet der Anstrengungen der Menschen und ungeachtet des Geheuls und Gewimmerns der Glocken von Altmühlen sein Werk der Zerstörung.

Der Morgen brach an, und noch immer schlugen Flammen aus den riesigen Gluthaufen. Die Menschen waren der vergeblichen Arbeit müde und verabredeten, zurück ins Dorf oder an ihre Fennen im Felde zu fahren.

„Das muß sich so ausglimme. Ufs End kann mir do net warte.“ —

„Ja, mir fahre. Gfohr for die Gebaier is jo keene. Die stehe jo ziemlich weit ab, un dr Wind kummt aach net bassend.“ —

„Mir werre woll aach mit heemfahre kenne“, urteilten die Arbeiter und Arbeiterinnen; „zu due is do jo doch niz mehr.“

Einige von den Arbeitern wurden jedoch von den Besitzern der Meierei für einen etwaigen Notfall zum Bleiben bewogen, während der größte Teil, bei dem sich alle weiblichen Arbeitsleute befanden, nach Hause gestellt wurde, nachdem der Zwanacklitisch an Stelle seines älteren Bruders das Versprechen gegeben hatte, am nächsten Sonntag nach der Vesper mit jedem abzurechnen.

Auf dem Heimwege wurde noch manches über den Brand und seine Ursache gesprochen, die immer noch in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt war.

Die Frage nach der Ursache des Brandes beschäftigte auch die Leute im Dorfe angelegentlich, aber ihre Neugierde konnte nicht befriedigt werden.

Mitleid und Bedauern ernteten die Gebrüder Abel bei den Miteinwohnern des Dorfes wenig, am wenigsten bei ihren reichen Rivalen, den Kloosen, dem alten Säckel und noch manchem andern. Diese Leute hatten immer den sehlichsten Wunsch, selbst viel zu ernten und dabei womöglich auch hohe Preise für das Getreide zu erhalten, was jedoch gewöhnlich nicht der Fall war, wenn auch alle andern und sogar das ganze Land eine gute Ernte hatten. Der neidischste von allen war der Engels Note, der zwei Ambare voll Getreide hatte und in seiner Gier nach hohen Preisen im Vorsummer gewöhnlich mit Bauchschmerzen umherging, wenn sich Regenwolken zeigten. Da er in der Nähe des alten Müllers, des Stiefvaters der Julie Ernst wohnte und wußte, daß diese nun daheim war, konnte er es nicht verwinden, dahin zu

gehen und sich das Ereignis auf der Meierei der Gebrüder Abel erzählen zu lassen.

Julie, die den Roten Engel hinreichend kannte, erzählte ihm den Vorfall kurz, wobei sie den Mann an seinen Reden, Blicken und sonstigen Gebärden noch genauer zu erforschen bestrebt war.

Was die Abels angegeben hätten, fragte der Rote, als Julie die Feuersbrunst der Hauptsache nach geschildert hatte.

„Das kennt Ihr Aich doch denke. Was dät dann Ihr angewe, wann Aich so n Unglück widerfahre dät?“ —

„Ja, ja, das is n schreckliches Unglück; do kann mr vorricht werre. Awer Abels han doch, glaw ich, ihre Frucht vorsichert ghat? Vor dr Ernt war doch, glaw ich, dr Agent bei ne?“ —

„Nee, die han se net vorsichert ghat. Der Zwan Jacklitsch wolt se vorsichere losse, awer der Jack Jacklitsch hat s net gedan.“ —

„Ja, do is r viel zu geizig drzu.“ —

Als ob er nicht noch viel geiziger und gieriger gewesen wäre.

„Awer aier Vordienst hät ihr woll schun?“ —

„Nee, den selle mr erscht bis dr Sunndag krieje.“ —

„No, Mädje, den hät ihr noch net. Das werd sich so leicht net zahle noch so me Brand.“ —

Der Rote maß, und freilich nicht so ganz ohne Recht, nach seiner Ansicht, wie unsre Leute zu sagen pflegen. Er schämte sich ja, wie die meisten seinesgleichen, nicht im geringsten, die Arbeitsleute sogar um Kopfen und halbe Kopfen zu betrügen oder zu berauben, wozu er jeden noch so wichtigen Anlaß schlau auszunützen verstand. Stand bei ihm die Arbeit infolge ungünstiger Witterung, Regen oder Tau, oder infolge eines Zwischenfalls, Bruch an einer Maschine, auch nur zwei-drei Stunden, so zog er den Arbeitern den Lohn für einen halben Tag ab. Auch verrechnete er sich gern beim Lohnauszahlen und anderes mehr.

„Ich muß gehe,“ erklärte er endlich; „ich han jo eigentlich gar kee Zeit un wär jo aach gar net kumm, wann ich net zu neugierig gween wär, wie s mit dem Brand ghangt un glangt hat. — Also die Urjach weef kee Mensch?“ —

„Kee Mensch.“ —

„No do will ich mich aach widder fort-mache. — Glob sei Jes!“ —

„In Ewigkeit,“ ergänzte Juliens Mutter, während die Tochter bei sich dachte: „Geh nor, du ganzer Taugenix!“

(Schluß folgt.)



Gegen den Strom.

Erzählung von Walter Born.

(Fortsetzung.)

Die Zeit verstrich. Fränzel hatte schon längst alle Schwierigkeiten überwunden, die ihm aus dem Versagen der Kredite erwachsen waren. Von dieser Zeit an nahm er in seinen Handelsgeschäften nicht mehr so breit vor; desto eifriger beschäftigte er sich aber mit den Gemeindeangelegenheiten. Kam jemand Fremdes in das Kolonieamt, so mußte er Franz Andreitsch unbedingt als den Vorsteher ansehen; denn er saß gewöhnlich hinter dem Tisch, während der Vorsteher irgendwo am Tischende seinen Platz gefunden hatte. Auch verbrachte er mehr Zeit im Kolonieamt und war besser in die Ge-

schäften eingeweiht als der Vorsteher selbst. David Bindeglied, der Vorsteher, war die ausgeprägte Kreatur Fränzels, und wurde nur deshalb immer wieder gewählt weil er Fränzel in allem zu willen lebte.

Eines Tages, als man im Kolonieamt in gemütlichem Geplauder beisammen saß, kam Maurersch Dicker.

„Gut Tag!“ —

„Schen Dank, setz dich Dicker!“ jagte der Vorsteher.

„Ei, ich wollt net lang sitze, Vorsteher“, entgegnete der Dicke; „ich wollt eich nor sage,

daß mir uf der Gemaa n Beschluß mache müsse. Mir müsse Geld lehne, sunst komme mir net mehr dorch!"

"No um Gottes Wille, Dicker, du host dich woll net?" versetzte der Vorsteher. —

"Guck e mol, mir hun jez schon sechs Felder verseht. An Franz Andreitsch humr die Bohne- stepp un die Heckelach un s Brategrabefeld ver- seht, un die anre drei Felder hun jez schon e Bohre zehne die Krause in Benutz. Ei wann jo des so fort geht, do behalle mer jo ball gar kaa Land mehr un kenne uns erscht immer un- ser Land streiche, wamr säc wolle."

"Des waas ich alles, Vorsteher, awer des helst alles nix, ich kann ma Familie net ver- hungere losse."

"No ja, Vorstähr, da werds nix helfe, da werdr woll noch e Spiel dranhänge misse," versetzte Fränzel. Auch der Schreiber meinte, daß man „die arme Leit nich ver- hungere lasse kann."

"Ich hab ja n greßte Schade dadrvun," fügte er hinzu, „denn worum, des is immer e Hundsarweit mit dene Abrechnunge. Awer da kommt ewe mei Arweit nich in Butracht!"

"No ja, ich hat jo aach nor so gemeent," jagte der Vorsteher kleinlaut. „Better Christjan," wandte er sich in befehlerischem energischem Ton an den Tagwächter, „ihr geht jez gleich un losht die Gemeanebevollmächtigte herkomme die solle Stand un Baan komme!"

„Gleich!" war die Antwort. Bald waren die Bevollmächtigten zur Hand.

„Mannsleit," wandte sich der Vorsteher an sie „mir müsse sehe, wu mir e paar Dausend gelehnt krije. Unser ganz Arweit werd hier gehemmt."

„No Vorsteher, werd des net e bißche zu fett?" —

„No ja was willstn mache!" unterbrach der Vorsteher den Andrese Weissen grob. — Du glaabst wol, mir wär des n Spaß. Do hier kriecht mir Tag und Nacht kaa Ruh vun dene Schäfteläfer, un dan hot mir vun eich dr Dank! Sei du e mol Vorsteher, du Supperkluger."

„No Vorsteher, do breichtr doch net gleich so aus in Heische komme; ich waas doch net, was ihr do fore Plog hät. Ich hat nor so gemeent!"

„No do meen liewer net un mach dei Arweit." „Ja wu werd mir n do was siene? Unser Oma is schon arg verfrisch, daß mir schon

arg vill Schulde hun" bemerkte der Kamerad des Weissen.

„Do misse mir e Spiel Land versehe, des helst do weiter nix," sagte der Vorsteher. Während der ganzen Zeit sprach Franz Andreitsch kein Wort, aber die Verhandlungen beobachtete er sehr aufmerksam.

„No da mißt mir vrleicht e mal bei Martins nachsehe" warf der Schreiber ein.

„Die have ihre Geld zum Handle netig," sagte Fränzel.

„No vrleicht kann uns dr Franz Andreitsch aus dr Not helfe," fragte der Vorsteher, Fränzel lauend ansehend, in die leere Luft hinein. Aller Augen richteten sich forschend auf Fränzel.

„Ich wees nich, bei eich is s Geld nich gut angelegt; Wenn ichs in Handel verbrauch, krieg ich vill mehr raus". —

„Des is jo wohr, awer du sollst jo aach do drbei kaa Geschäft mache, du sollst uns jo aus dr Not helfe, saar dr Vorsteher," wendete der Weisse ein.

„Ja Not hin un Not her . . . Ich kann eich noch garnir sage, Mannsleit, wie sichs mache läßt. Kommt heit Amend e mal bei mich; ich gloob, bei e Gläsche Bier läßt sich die Sache besser bispredhe. Jez hab ich noch kee Zeit." Mit diesen Worten ging Fränzel.

„Ich glaab, den humr ins Garn," jagte der Vorsteher.

Dicht bei dem großen Aichenhause an der Ecke vor dem Hause Mannweilers blieb Better Christian zum letzten Mal stehen. Nach- dem er mit seiner Glocke die Bewohner auf sich aufmerksam gemacht hatte, begann er aus vollem Halse zu schreien: „Es werd bekannt gmacht, daß jeder Hauswert — — heit Komit- tag — — um zwei Uhr — — sich bei dr Gemaa insinne soll — — wer net kommt, werd um fußzig Kopi gströft!"

„Was is'n dort los, Better Christian?" fragte Karl Mannweiler, ein armer Bauer, der eben erst aus dem Soldatendienst zurückgekehrt war.

„Ich waas net, des mußte dort erfahre," jagte Better Christian, indem er seine Glocke nun an der Zunge anfaßte und den Rückweg ins Kolonieamt antrat.

In Scharen strömten die Männer in ihren „geele Pelzer" und mit der Pfeife im Munde dem Kolonieamt zu. Gruppenweise stand man um das Haus herum und sprach in Erwartung der Eröffnung der Gemeinde-

versammlung von diesem und von jenem. Das Hauptthema war in allen Gruppen der Stall und die Steppe. Endlich wurden alle in den Versammlungsaal gerufen.

„No Mannsleit, ruhig e mol!“ Der Vorsteher klopfte mit der Faust auf den Tisch, daß alles darauf befindliche zu tanzen begann.

„Die Gmaa is eröffnet. Mir hun heit n Beschluß ufgelegt; mir wolle Geld lehne.“ Durch die ganze Versammlung ging ein unheilrohendes Summen, aus dem noch keine einzelnen Stimmen zu vernehmen waren, das aber über seinen Inhalt keine Zweideutigkeiten zuließ. Der Vorsteher fuhr fort: „Mir hun hier Tag un Nacht laa Ruh, un mir hun uns aach werklisch iwerzeigt: vill arme Leit hun nix mehr zu lewe, und do muß die Gmaa ingreife.“

„No des geht vrleicht aach ohne die Gmaa?“ fragte Mannweilers Karl.

„Na, des geht net, die kenne ohne dr Gmaa nix krieh“, entgegnete der Vorsteher.

„No ich bin aach n armer Mann, aber ich bin gar net bang, daß mei Familje verhungere tut.“ Unauffällig winkte Fränzel dem Maurersch Dicken mit den Augenwimpern. Der Maurersch Dike verstand den Wink wohl und fuhr grob durch die ganze Versammlung: „No, gelle, du host dich im Dinst jatt gstohe, jeh brauchste nix mehr!“ Nach diesen Worten entstand ein Heidenlärm, aus dem nur einzelne Ausrufe wie: „Spizhub, Tagedieb, Schattenschwäbcher!“ zu vernehmen waren. Mit äußerster Anstrengung seiner Kehle und Fäuste gelang es dem Vorsteher endlich, wieder Ruhe herzustellen. „Vorsch erschte, Mannweilersch Soldat, du bist um n Ruwl gstroft.“ . . . Ein erneuter heftiger Ausbruch des Lärms ließ den Vorsteher nicht zu Ende kommen. Als endlich wieder Ruhe hergestellt war, sagte der Vorsteher:

„Ihr seid grad wies lieve Vieh, wannt ihr emol ins Katage kommt. Horcht doch erscht emol den Beschluß mit ohn, daß dr aach Ursach hät zu lärme! — Schreiwir, lest n emol vor!“

Mit lauter Stimme las der Schreiwir den Beschluß in russischer Sprache vor. Dann übersetzte er der langen Rede kurzen Sinn ungefähr wie folgt: Da sich die Gemeinde der großen Notlage ihrer Mitbürger vollständig bewußt ist, da sie weiß, daß diese Mitbürger mit eigenen Mitteln nicht aus der Nömm kommen können, so beschließt sie, auf ihren Namen eine Summe von dreitausend Rubel

zu leihen. Der Mitbürger Franz Andreitsch Keilholz gibt der Gemeinde dreitausend Rubel auf drei Jahre unter folgenden Bedingungen:

Als Zahlungsgarantie wird das Gartefeld, 436 Dessj., an Keilholz verpachtet, das alljährlich verstrichen werden muß, um die Summe, des in jedem Jahre zu tilgenden Teils der Schuld zu lösen. Keilholz kann es auch für diesen Jahresteil der Schuld selbst ausbeuten, wenn er der Gemeinde noch tausend Rubel jährlich herauszahlt. Für das Geld zahlt die Gemeinde zehn Prozent jährlich.

„Ich kann net annerscht denke, als wie, daß unser Kolonieamt in Keilholz sei Briskaschiker sin“, ließ sich der Soldat wieder vernehmen. „Wannt ihr in dr Bank Geld lehnet, un do krietrisch vor fünf oder sechs Prozent, un dann denkt doch emol, wann der noch tausend Ruwel rauszahlt, un do hotr iwer 400 Dessj. Land, des wo uf n Verstrich immer sei zwanzig Silverruwel die Dessj. kost.“

„No do geh nor in die Bank“, sagte der Vorsteher, nachdem er den „Soldat“ nochmals gestraft und den darauf folgenden Lärm beschwichtigt hatte. Fränzel meldete sich zum Wort: „Mannsleit, gloobt nor nich, daß ich mei Geld usplandere wollt. Wannt ihr nich wollt, da sagts nor; for mei Geld brauch ich mich nich buleidige zu lasse. Eich will mr n Gfalle tue, und da frigt mr noch die größte Buleidigung an Kop geworfe.“ Die Besprechung der Bedingungen rief noch einige Male solche Lärmausbrüche hervor wie die oben beschriebenen.

„Ich mecht mr aach emol s Maul verbrenne“, sagte der reiche Drusche zu seinem Nachbar, einem anderen Großbauer.

„Loß die doch streite; mir komme aus. Was is n do, wann du des Land net verpacht, mußt de dei Dusch im Spiel nemme, un so gut schlechtes, wie aach gutes Land bearweite, un so streichste dir da Land, wie des brauchst.“

„Des is awer aach wöhr.“ —

„No, Mannsleit, geht her un schreib!“ sagte der Vorsteher.

„Ich schreib eich net!“ rief der Soldat.

Nach einer Weile, als die Letzten bedächtigt ihre Namen unter den Beschluß setzten, fragte der Vorsteher besorgt: „No wie is s dann?“

„No der is voll“, war die Antwort des Schreibers. (Fortsetzung folgt.)

Kurgane und Altertumsfunde in der Vorstellung der wolgadeutschen Bauern.

Aus dem Volksleben des Flußgebiets Jerusalem-Torgun.

Von B. Hau.

In den abergläubischen Vorstellungen der Wolgadeutschen hat sich vielerlei Althergebrachtes, aus dem Boden der Urheimat emporgewachsenes in unverändertem Zustand erhalten. Manches wurde in den Wolgasteppe durch das Fehlen anregender und belebender realer Grundlagen entwurzelt und ist verkümmert (Zwerge, Berg- und Waldwesen usw.). Anderes dagegen fand günstige örtliche Bedingungen, faßte Wurzeln und trieb Schößlinge.

Hierher sind die an Grabhügel knüpfenden Sagen und Formen des Aberglaubens zu zählen, zu deren Entstehen und Fortleben die notwendigen Anregungen vorliegen.

Auf der platten Steppe ziehen die zahlreich emporragenden Kurgane aller Augen auf sich: geheimnisvoll, lockend, vielversprechend. Sie fordern Erklärung, mahnen an Verborgenes, und in der Folge erscheinen sie von Sagen und Aberglaube umblüht.

Ihre Formen deuten auf Entstehung durch Menschenhand; daher die Frage nach den Urheberern. Damit ist nun das Volk bald fertig. Die Mamaien (Tataren) und Stenjska Nasin werden von den russischen Bauern der Wolgaregion genannt, die Franzosen von den Westrussen. In der Erinnerung der deutschen Kolonisten leben weder Mamaien, noch Franzosen, wohl aber Kirgisen, die denn auch in den deutschen Dörfern als die Errichter der Kuppel gelten. Aus diesen und ähnlichen Tatsachen entsteht ein Gesetz, dem zufolge das Volk unbekannte Grabdenkmäler den leztdagewesenen Bewohnern der Gegend zuschreibt. Von dieser Regel fällt ein Licht auf den nach meiner Ansicht nicht ernstzunehmenden Bericht Rubrucks*) über die Grabdenkmäler mit Steinfiguren in Südrußland, als deren Errichter er die damals schon zum größten Teil ausgewanderten Romanen (Polowzen) nennt.

Die nächste Frage, die im Volke auftaucht,

*) Wilhelm Rubruck, bereiste 1253—55 Südrußland und Zentralasien (Karakorum) im Auftrage des Frankentürken Ludwig des 9. zwecks Befehrung der mächtigen Mongolenchane.

ist die Frage nach Zweck und Charakter der Kurgane.

Ueber diesen Gegenstand gehen die Meinungen auseinander. Es seien maskierte Wohnungen oder Ruinen von Wohnungen, meinen die meisten; andere halten sie für eine Art Friedhöfe und stützen sich dabei auf Knochenfunde und den kirgisischen Brauch, die Toten in den Aufschutt großer Hügel zu bestatten.

In Anlehnung an die erste Meinung erzählt man sich von der inneren Einrichtung der Kuppel; namentlich von „Gewölben“ wird allorts gesprochen. Damit ist bei manchen eine Bauanlage im Aufschutt gemeint; bei anderen soll es ein unterirdischer Raum sein, zu dem von der Südseite her ein Gang hinunter führe. Demzufolge graben Schatzgräber gern am südlichen Hang des Hügel. Die zurückgebliebenen Gruber werden von jüngeren Generationen wiederum für den Eingang gehalten und ziehen weitere erbitterte Grabungen nach sich.

Die Erzählungen von Backsteinbauten beruhen auf tatsächlichen Backsteinfunden, die von Grabanlagen aus der Spätzeit der Goldenen Horde (vom 14. bis 15. Jahrhundert) stammen und mit der Entstehung des meist älteren Hügel gewöhnlich nichts zu tun haben.

Die Sage von unterirdischen Gewölben, in die ein Gang hinabführe, scheint aus dem Kaukasus und Kubangebiet eingewandert zu sein, wo ausgewanderte Wolgadeutsche („Zieher“) als Arbeiter und Zuschauer archäologischen Ausgrabungen bewohnten oder mit dortigen Grabräubern zusammentrafen. In unserer Gegend sind derartige Grabanlagen (Kammergräber mit langem Eingang in griechischen Nekropolen und sarmatischen Kurganen) bisher nicht nachgewiesen.

Der mit diesen Vorstellungen parallel gehende hiesige Schatzglaube setzt sich in seiner Entstehung aus mehreren Richtungen zusammen. Der Kern scheint aus Mittel- und Westeuropa zu stammen, wo er, wie mir scheinen will, seinen Ursprung den dort zahlreichen Schatzfunden aus

der römischen Kaiserzeit (meistens aus Silbermünzen bestehend) verdankt*); in der Wolgagegend, wie überhaupt in Südrußland, wurde der ins Volksblut übergegangene Schatzgräbersinn von Raubgräbern der Schwarzmeergegend auf die Grabhügel gelenkt. Dunkle Erzählungen von Unternehmungen an kubanischen Kurganen hörte ich noch vor 10—12 Jahren am Torgun. Die Erzähler waren hartnäckige „Zieher.“

Was versteht man an der Wolga unter einem verborgenen Schatz? Diese Bezeichnung ist eigentlich hier gar nicht landläufig; man munkelt wohl manchmal von „vergrabener Golbe,“ sonst faßt man gewöhnlich seine Vorstellung in die nebligen Worte „dort muß was liegen“, und damit ist alles ausgedrückt, was sich im Innern unklar andeutet.

Unter den Schatzgräbern der Wolgagegend lassen sich verschiedene Zwischentypen unterscheiden: vom Zauberkünstler, der nach althergebrachten Vorlagen („Beschreibung“, Traum, Spiegelgucken, Zaubersformel, Mitternachtstunde, Unterlassen des Sprechens und Fluchens usw.) arbeitet, bis zum gemeinen Sucher und Schnüffler.

Die Schatzgräber letztgenannter Art treten wohl am häufigsten auf; sie gehören zu den Träumern, die gerne etwas finden möchten und dem Zufall nachhelfen wollen. Sie graben zu meist allein und ohne Lärm, bevorzugen den Tag.

Unter den ersten findet man am öftesten allerhand Quacksalber und Sichtzettelschreiber, manchmal Verrückte und von irren Einbildungen Geirittene.

Sie graben in Angst mit Zauber und Gebet, bevorzugen die Nacht und die Gesellschaft angelockter Kameraden und fallen oft dem Schabernack mitwissender Dorfgenossen zum Opfer. Ueber Drangsalierung und Aengstigung dieser armen Sünder berichtet eine Reihe Erzählungen und Anekdoten.

Eine wuchtige Ochsenpeitsche, die auf ein lebernes „Bruschtuch“ faust, daß es plagt, ist darin ein beliebtes Motiv. In Alt-Weimar wird von einem geldfeuer- und schatzdürstenden Manne erzählt, dem neckische Nachbarn in der Nähe seiner Wohnung ein Mistholzfeuer schadenfroh zubereiteten. Der ahnungslose Mann

breitete glücklich sein Bruschtuch darüber, fand es aber am nächsten Morgen verfohlt.

Die Schatzgräber gelangen oftmals in die allernächste Nähe des Kessels oder der Riste mit Gold; ein gesprochenes Wort oder durch geistesfische Erscheinungen herbeigeführte Angst veranlassen jedoch den Schatz, mit hohlem Gerumpel in die Tiefe zu versinken.

Ein Fall glücklicher Besitzergreifung des Goldes liegt als selbsterzähltes Erlebnis nicht vor, wohl aber wird es anderen, unerwartet wohlhabend gewordenen Personen nachgesagt. (Dinkel, Strauß, Blumenfeld.)

Von den „Suchern“ werden immer wieder Kurgane aufgegraben, Gräber zerstört. Ein jüngst verstorbener Bauer aus Alt-Weimar, genannt „der Scheppe Gerlach“, hat wohl die meisten auf dem Kerbholz.

Wie verhält sich nun der Schatzgräber den Altertumsfunden gegenüber? Irdenes Geschirr zerbricht er, Metallgerät zerbricht er, und zwar auf der Stelle — ein Verfahren, das seltsamerweise allerorts vom Volke geübt wird (ausgenommen die Gegenden, wo Altertümer aufgekauft werden).

Wodurch wäre solche Zerstörungswut zu erklären? Der Bauer gibt darauf bestimmte Antwort, und ein Altentwurf im Saratowschen Archäol. Museum besagt dasselbe: „um zu erfahren, aus welchem Material das Ding gemacht ist.“

Trotz der bis ins komische gesteigerten Uebereinstimmung in der Aussage Einzelner, scheint diese Erklärung dennoch nicht den wahren Beweggrund anzugeben, wohl deshalb, weil sich der Zerstörer des inneren Erlebnisses nicht bewußt ist, daß die Tat unwiderstehlich nach sich zieht. Genannter Zerstörungseifer scheint mir eine aus primitivem Zustand ererbte Handlung des Versuches, der Prüfung zu sein: Ob das Ding von dieser Welt sei, ob es mit ihm seine Wichtigkeit habe? Ob es keine geheimen zauberischen Eigenschaften besitze?

Mit lauernder Unruhe wird der einfache Zerstörungsakt vollbracht, und die sich ergebende Entscheidung: „das Ding ist kaputt, es ist alles in Ordnung“ befriedigt und beruhigt den forschenden Geist.

Etwasige Knochenfunde erregen Staunen: sie werden entweder schrecklich groß oder abscheulich klein befunden. Es liegen Berichte

*) Sieh u. a. in Труды VII арх. о'езда, т. 3. Ем-
моства'овск. Aufsatz über die erwähnten Schatzfunde.

über Fälle vor, wo man sie am eigenen Knochengestell maß und zu erschütternden Resultaten kam (Friedenberg). Bei Stahl fiel aus dem Ufer ein Schädel, der durch seinen ungeheuerlichen Umfang bei allen Augenzeugen Grauen erweckte; eine nachherige Schürfung an der Stelle brachte ein Frauenskelett mittleren Wuchses zutage (1920).

Bei der letzten Ausgrabung in Alt-Weimar (1924) ergingen sich die anwesenden Bauern in Staunen und Lamentationen über die „schreckliche“ Größe des aufgedeckten Menschen-Skeletts. Seine Länge betrug 1,45 m (niedriger Wuchs).

(Schluß folgt.)



Bücherchau.

Rechenbüchlein I. Teil.

Erstes Hilfsbuch für den Rechenunterricht in den deutschen Schulen des Bundes der Räte-Republiken von Franz Ziegler mit Zeichnungen von H. Fink. 32 Seiten. Zentral-Völker-Verlag, Moskau 1924.

Der Verfasser nimmt zu seinem Büchlein das Motto: Durch Spiel zum Ziel. Und das bleibt nicht, wie es oft der Fall ist, bloß ein hübsches Motto, sondern das Büchlein führt den kleinen Schüler im Rechenunterricht durch Spiel zum Ziel, d. h. zur Erlernung der Rechenkunst. Die im Büchlein angewandte Methode ist das gerade Gegenteil zu der gewöhnlich in unseren Schulen üblichen und wird den Kindern das Erlernen des Rechnens bedeutend erleichtern, ja bei richtiger Leitung des Lehrers sogar zum Spiel machen. Den Inhalt des Büchleins bilden bloß Zeichnungen (Bilder und Zahlenbilder), die die Kinder mit den vier Spezies bekannt machen. Das Büchlein enthält keine einzige Rechenaufgabe im gewöhnlichen Sinn; alles wird nach den Bildern im Buche und artverwandten Zeichnungen des Lehrers bei Arbeit und Spiel der Schüler erlernt. Eine besondere Eigenschaft des Büchleins besteht darin, daß es die Kinder schon am Anfang mit den einfachsten Brüchen vertraut macht: eine andere besteht darin, daß die verschiedenen Operationen (Zusammenzählen, Abziehen usw.) gleichzeitig und nebeneinander geübt werden. Besonders ist zu unterstreichen, daß nicht jeder

Schüler einzeln für sich, sondern kollektiv, d. h. in Gemeinschaft mit andern arbeitet. Am Schluß des Büchleins ist eine gut begründete, leicht verständliche Erklärung für den Lehrer mit Aufzählung von einigen Spielen, Unterhaltungstößen und Arbeiten für jede Saison gegeben. Die Selbständigkeit des Kindes kann sich bei dieser Methode vollständig entfalten. Bei richtiger Anwendung der Methode, die für einen jeden in alten Unterrichtsformen nicht versteinerten Lehrer keine Schwierigkeiten bietet, wird wohl „Haß“ und „Widerwillen“ gegen den Rechenunterricht und die „Unfähigkeit zu der Mathematik“ gänzlich weggelassen. Die Methode ist so leicht, daß sie auch im Kindergarten gut angewandt werden kann. Kurzum, das Büchlein übertrifft alle bisherigen Rechenbücher an Einfachheit und Klarheit und bringt eine neue Strömung in den Rechenunterricht. Der Verfasser hat sein Ziel „Durch Spiel zum Ziel“ aufs Beste erreicht. Hoffentlich werden auch die nächsten Teile des Büchleins bald erscheinen und ebenso bahnbrechend auf den Rechenunterricht einwirken wie der erste Teil. Als erster Versuch ist das Büchlein einwandfrei. Das äußere des Büchleins ist auch recht gut gelungen, nur wäre es erwünscht, daß die Zeichnungen etwas größer und in Farben abgedruckt würden, wie es anfänglich der Wunsch des Verfassers war. Nebenbei gesagt, sind im Anhang für den Lehrer die Seiten der Aufgaben manchmal falsch angegeben.

Mathematiker.



Verantwortlicher Schriftleiter J. Schmidt.

Herausgeber: Kooperativ Verlagsgesellschaft der UEM der Wolgadeutschen, Kotschinsk



H. Beder.



Naturbilder aus unserem Gebiet.

Der Igel und die Ratten.

Von E. B.

Ganz ärgerlich schlug die Wes Katrin die Kellertür in dem Ambärchen zu und stand im nächsten Augenblick mit hochgerötetem Gesicht in der Wohnstube, da die genannten Räume nur durch eine ganz kleine Küche getrennt waren, wie das in einem Landstüchhäuschen nicht selten der Fall ist.

In der Stube saßen der Better Kunrad, der Wirt des Landstüchkes, und sein Landstüchnachbar, der Leonhardts Peter, der eben mit dem feinen Rasiermesser des Betters Kunrad sein Kinn von den „Stoppeln“ befreit hatte, was der junge Mann an keinem Sonntagmorgen zu tun verabsäumte.

„Schau nor mol do, Peter, die Wes Katrin werd mit jedem Tag jinger; blicht se net wie e Ros?“ spakste der Better Kunrad.

„Ja, die Wes Katrin stellt werkllich manche junge Weibslait in Schatte,“ stimmte Peter bei.

„Loht nor aire Gspäß iverseit!“ versetzte die Wes Katrin verdrießlich, und zu ihrem Mann gewendet, sagte sie nachdrücklich: „Besser düste dei Jare weglosse un das Daiwelszaig aus m Haisje schaff.e“

„No ja, was kann dann ich do mache? — Schaff dir doch n Kat an!“ —

„Ich han jo eene glehnt ghat, aber der Drach is jo widder fortglosse.“ —

„Ihr hätt woll recht Mais?“ fragte Peter.

„Ja, Mais! — Rattmais!“ erwiderte die Hausfrau.

„Woll schun lang?“ —

„No mir spiere se schon echt lang Vormjohr han mr keene ghat, un dasjohr — weech dr Daiwel, wu se herkumm sin:“

Der Leonhardts Peter war ein munterer, aufrichtiger Mensch und sagte daher freimütig:

„Paßt e mol uf, die han ich aich vleicht noch uf dr Hals gschaff. Mir han dr Vorjummer aach Rattmais ghat, aber mir han se weggebrung.“ —

„Ja, vleicht aier Kat?“ glaubte Wes Katrin dem jungen Mann ins Gedächtnis, wenn nicht ins Gewissen, reden zu müssen.

„Wes Katrin, mir han aach kee Kat, aber do drfor freilich — ich wills aich nor gstehe — n anrer tichtiger Jäger im Häusje, un der hat die Rattmais ball wegghat.“ —

„No was for n Jäger mog n das sin? Stell nor mei Raischierigkeit net so lang uf die Prob!“ —

„N Igel.“ —

„No geh nor! Die Rattmais losse sich woll was vun die Igle due?“ zweifelte die Wes Katrin.

„Ob er se kaputt macht odder so vortreibt, weech ich jo net, aber des kann ich aich vorsichere: zeit ich den Igel mit aus m Wald gbrung un in unser Ambärje ingspert hart, sin die Rattmais immer weniger worre, un jetz han mr werkllich keene mehr.“ —

„Ja, Alte, so n Igel is n braver Held. Die Mais un so Zaig misse n weit un breet ausweiche, un sei Stachle werre woll aach for die Rattmais spitz gnung sin,“ meinte Better Kunrad.

„Ei, wann das so is, Peter, do kann uns dei stachliger Jäger werkllich noch die Drache uf der

Hals gschaff han. Wann ich wißt, daß das werkllich so wär, häst de dich fors letzte Mol bei uns balmiert," bedeutete die Wes Katrin ihrem jungen Wandstücknachbar.

"No, no, Alte! So darf mr doch aach net gleich kumme," suchte der Better Kunrad seine „bessere Hälfte" zu besänftigen.

"Ja, geh nor mol naus ins Ambärche und betracht mol den Schado, wu die Drache angricht han! Die Mehlsäck han se vorriß un ware sogar ans Fleisch grot, un das hängt noch iver dene Säck. Mr meent, die wäre dran aufgekrawwelt." —

"Das is leicht mieglich; die Drache krawwle wie n Katz", gab Peter zu, und, um die Wes Katrin wieder in gute Laune zu versetzen, sagte er zuvorkommend: „Wes Katrin, ich odder mei stachlicher Jäger sin vleicht aach net schuld, daß Ihr so abschailiche Gäst kriet hätt; awer ich will Mich den Igel doch riwergewe, und ich denk, Ihr werd das Daiwelszaig ball los sin."

"No, das loßt sich häre", beruhigte sich die Wes Katrin. „Wann bringst de oder schickst de n dann riwer?"

"No das kann hait noch gschiehe." — „Also wärt ihr zwei aich jo widder cenig", schmunzelte Better Kunrad befriedigt.

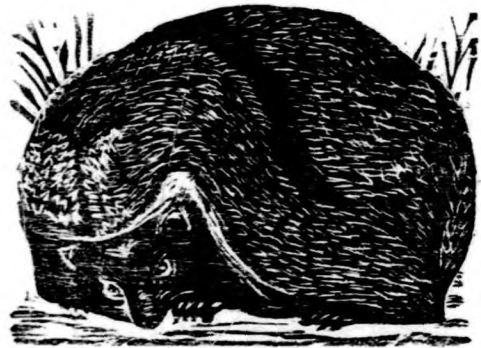
Noch an dem nämlichen Sonntag schickte der Leonhardts Peter seinen stachligen Jäger seinen alten Wandstücknachbarn hinüber, und als er am darauffolgenden Sonntagmorgen wieder selbst kam, um sich seiner Bartstoppeln zu entledigen, teilte ihm die Wes Katrin mit, daß der Rattenunfug schon bedeutend nachgelassen habe. „Der Igel macht ne scheints werkllich den Ufenthalt im Gebai vorleed", fügte sie hoffnungsvoll hinzu.

Ihre Hoffnung ging in Erfüllung. Schon am nächsten Sonntag konnte sie dem jungen Wandstücknachbar mitteilen, daß sie keine „Rattmais" mehr spüre.

* * *

Der gemeine oder europäische Igel (*erinocens europaeus* L.) wird bis 30 cm lang und bis 15 cm hoch; sein Schwanz wird aber nur 2,5—3 cm lang. Oben ist sein Körper mit gefurchten Stacheln bedeckt, die gelblich, in der Mitte und an der Spitze aber dunkelbraun gefärbt sind; unten ist er mit rot- oder graugelben Haaren bekleidet. Der Kopf spitzt sich vorn in eine ziemlich vorgestreckte Schnauze aus. Die Nase, die der eines Hundes ähnelt, ist schwarz und feucht, das übrige Gesicht weiß oder rotgelb behaart, mit schwarzen

Schnurren versehen. Die Augen sind klein, schwarz und stehen ziemlich hervor; die Ohren sind kurz, abgerundet und zum Teil unter den Stacheln versteckt. Sein Gesicht ist mangelhaft, sein Gehör aber gut ausgebildet. Der Hals ist kurz, der Rumpf dick. Die kurzen plumpen Beine endigen in fünf Zehen mit langen gekrümmten Krallen, die ihrem Besitzer hauptsächlich zum Scharren und Graben dienen. Die Fußsohlen sind unbehaart. — Der Igel bewohnt ganz Europa (mit Ausnahme der kältesten Länder) und das gemäßigste Asien. Am zahlreichsten trifft man ihn bei uns in Rußland an, in den Alpen einzeln bis 2000 m. Der Igel kommt in Wäldern, Feldern und Gärten vor, wo



Der Igel.

er in hohlen Bäumen, Hecken, Mauerlöchern usw. seine Wohnung einrichtet; er gräbt sich auch bis 30 cm tiefe Höhlen, die er mit Blättern, Gras u. a. weich auspolstert und in denen er vom ersten starken Froste bis zum warmen Frühling einen Winterschlaf hält. Er lebt einzeln, höchstens gemeinsam mit dem Weibchen. Nach Nahrung geht er gewöhnlich des Nachts aus und erbeutet als gewandter Jäger Insekten, Mäuse, Frösche, Schlangen (sogar giftige); auch Obst verzehrt er sehr gern. Spanische Fliegen, die den andern Tieren große Schmerzen verursachen, schaden ihm ebensowenig wie die giftige Kreuzotter; auch gegen andere tierische Gifte ist er gefeit. Wenn ihm Gefahr droht, so entflieht er oder rollt sich zu einer Stachelkugel zusammen, die ihn vor den Feinden schützt. Begießt man ihn aber mit Wasser oder bläst man Tabakrauch unter ihn, so rollt er sich auf. — Die Begattung des Igelweibchens geschieht von Ende März bis Anfang Juni. Nach sieben Wochen bringt es bis 6 Junge (selten mehr) zur Welt, die im Sommer des nächsten Jahres fortpflanzungsfähig werden. Interessant ist, wie der Igel das Material zum Ausstatten seiner Wohnung herbeischleppt.

Er wälzt sich nämlich darauf herum, spießt es auf seine Stacheln und trägt es so an den Bestimmungs-ort. — Die jungen Igel sind leicht zähmbar und können dann großen Nutzen bringen, indem sie in den Gebäuden und auch im Garten hauptsächlich Mäuse, in den Küchen die Schaben vertilgen. Selbst in den Häusern würde man den Igel zum Mäusefangen lieber halten als Katzen, wenn er des Nachts nicht so laut umhertappte und sonstigen Lärm verursachte. Außerdem macht ihn sein bisamartiger Geruch ebenfalls zu einem lästigen Hausgenossen. Wenn man in Folge dieser beiden letzten Eigenschaften den Igel auch nicht als Hausgenossen haben mag, so soll man ihn doch als ein sehr nützliches Tier schützen.

* * *

Die gemeine oder europäische Hausratte, russisch крыса, vom Volksmund Ratze genannt, (*Mus rattus* L.), die etwa 16 cm lang ist und einen nackten Schwanz besitzt, der noch länger ist als ihr Körper. Auf der Oberseite ist ihr Pelz dunkel schwarzbraun gefärbt, an der Unterseite etwas heller. — Die Hausratte ist über alle Länder verbreitet, die Polargegenden ausgenommen. Die Ratten sind so gefräßig, daß sie alles Genießbare fressen

Sie schleppen sogar junges Geflügel weg und fressen es. Und was durchnagen oder zermagen sie nicht alles! Kurzum, sie sind sehr schädliche Tiere, gegen die man allerhand Mittel anwendet (unter anderem mancherlei Gifte) und die doch, wo sie sich einmal stark verbreitet haben, schwer zu vertilgen sind;



Die Hausratte.

denn ihre List und Schlaueit ist groß. Das Weibchen wirft zwei- bis dreimal etwa 4—7 Junge, die es mit großer Sorgfalt hütet und pflegt. Die Ratten leben gesellschaftlich, beißen sich aber oft untereinander. Laufen, springen, klettern und auch schwimmen können sie gut.



L a d y.

Skizze von P. Sinner.

Es war ein ganz feines, zierliches Fräulein, wirklich eine Lady (lies: Bedi). Der Gestalt nach gehörte sie der weißen Rasse, etwa dem Stamme der Foxe, der Hautfarbe nach — der braunen Rasse des Stammes Bulldoggen an. So mag wohl die weiße Mutter sich an einem braunen tigersträhnigen, fleischzahnigen Bulldoggenkavallier verguckt haben. War sie nun auch gleich eine Metissin, edles Blut floß auf jeden Fall in jedem Aederchen, edles Blut bis auf den letzten Tropfen. Jedes Härchen, jede Regung zeugte davon, vor allem aber ihre staunliche Lerngier, Gelehrigkeit und Intelligenz, wenn auch bei all dem ihre Herkunft dunkel war und blieb.

Eines Tages brachte sie ein Schüler ins Haus. Er zog sie aus der Brusttasche und legte sie auf die Erde. Ein Würmlein, kaum so lang wie eine Hand, hilflos und blind wie ein Maulwurf.

Kaum mehr als 3—4 Tage alt. Meine vier Kleinen waren gleich wie wild auf das kleine winzige Dingelchen. Sie strampelten mit den Beinchen vor Lust. Da es gefährlich ist, Kinder in Gesellschaft von Hunden zu erziehen, wollte ich das Dingelchen wieder aus dem Hause schicken, so leid es mir tat. Aber da gab's Tränen. Mein Kleinster brachte seine Flasche mit dem Zapfen („Ditz“), die er selbst gerade nicht mehr nötig hatte, und das kleine Fräulein — diese Naturstudie hatten meine Buben bereits gemacht — bekam „Brust“. Und die Lady — so hatten sie sie getauft — wuchs in der Gesellschaft meiner Kinder zu einem zierlichen, possierlichen, lebhaften, klugen Hündlein heran.

Lernbegierig und intelligent, wie sie war, eignete sie sich die Regeln der Reinlichkeit und des Anstandes ziemlich rasch und leicht an. Da sie ungewöhnliche Lust zur Tat bekundete, mußte ich sie

Fasten trager lehren und dergleichen mehr. An den Kindern und an meiner Frau, die immer zu Hause waren, hing sie unglaublich. Alle Spiele der Kinder machte sie mit. Die Kinder redeten mit ihr ebenso, wie auch miteinander. Auf ihre Anreden antwortete sie mit Wollen. Wenn meine Frau mal ans dem Hause ging, weinte sie dicke Tränen der Sehnsucht und meldete ihr Kommen im voraus, ahnte ihr Kommen durch die Entfernung. Alle ihre Wünsche konnte sie zum Ausdruck bringen. Die Wünsche und Forderungen anderer verstand sie aufs Wort, — wenn sie wollte. Manchmal wollte sie auch nicht. Dann kam die Peitsche, und sie mußte wollen.

Als der Lenz im Lande lachte und die Mai-sonne ihre wonnigen Strahlen über die Welt wandern ließ, mochten sich meine Kleinen nicht mehr in der dumpfen Stube aufhalten. Da sollte nun auch die Lady, die nun die Größe eines halbwüch-figen Foxes erreicht hatte, mit hinaus auf den Hof spielen gehen. Aber die wollte nicht. Eigentlich wollte sie ja, aber sie fürchtete sich. Ihre Raumvorstellung war so eng, und nun da draußen die weite Welt. Nein, das war schrecklich. Lieber nicht! Die Kinder bettelten. Sie ging nicht. Sie trugen sie die vier Treppen hinunter auf den Hof. Bitternd lief sie zurück und bat mit Krägen an der Tür und Jammern um Einlaß. Um sie von ihrer Raum- und Lichtscheu zu befreien, mußte ich sie anbinden und mit ein paar Peitschenhieben einmal die Treppe hinunterschleppen. Sie zitterte zwar anfänglich noch, aber es war vorbei.

Am zweiten oder dritten Tage nach diesem Ereignis — an einem Sonntag — ging meine Frau mit den Kindern spazieren und nahm auch die Lady zum erstenmal mit. Die vieltausendköpfige Menschenmenge auf den Straßen machte sie ganz nervös, und etwa 2 Werst weit vom Hause verlor sie sich von ihren Begleitern. Unglücklich und in Tränen kamen die Meinigen allein nach Hause und klagten: — Die Lady ist verloren . . .

Ich tröstete, so gut ich konnte. Meine Frau bejammerte sie sehr. Zwei Stunden hatte sie vergebens nach ihr gesucht. Das war mir schon zu viel. — Ruf durch den Schornstein, — sagte ich

scherzend, — dann wird sie kommen. — Aber dieses probate Mittel war überflüssig: schon kratzte es draußen an der Tür. Meine Frau rannte hinaus und riß die Tür auf. Richtig, sie war da. Eine Freude, ein Jubel, nicht zu beschreiben. Am meisten freute sich die Lady selbst, daß sie wieder zu Hause war.

Sie hatte nach langem Suchen die Spur der Meinen aufgefunden und sich so wieder nach Hause gefunden. Ihr Spürsinn war einzig. —

Ende Mai fuhren wir von Petersburg ab, herunter an die Wolga, nach K. In K. kamen wir spät am Abend an. Ich fuhr von der Fähre mit den Sachen in die Sommerwohnung und nahm die Lady mit. Meine Frau ging mit den Kindern zu einem Freunde zum Abendbrot, Als ich abge- laden hatte, ging auch ich mit Lady dorthin. Es regnete in Strömen. Der Freund mochte Hunde nicht gut leiden, und ich befahl dem jungen Tier, auf dem Hofe zu warten. Aber die ganz fremde Umgebung, der schreckliche Regen, Donner und Blitz, die stockdunkle Nacht. Es war rein zum Verzweifeln . . . Als wir nach Hause gehen wollten und herauskamen, war unsere Lady fort. Sie hatte ge- dacht, wir wären nicht mehr da, und sich auf die Suche nach uns gemacht. Sie war ja gewöhnt, immer bei uns zu sein. Wir suchten sie in allen Ecken und Winkeln, suchten sie zu Hause. Fort. Wieder ein untröstliches Weinen der Kinder und ein Bangen der Frau, und eine schlaflose Nacht. Am Morgen in aller Frühe, als der Regen auf- hörte, begab ich mich auf die Suche: eine Straße hinauf, die andere hinab. — Lady! Lady! — Aber da war weder Stimme, noch Antwort. Endlich kam ich auf den Gedanken, mal hinunter in die Wiese zur Fähre zu gehn. Die Bootsleute hantierten an ihrem „Ache“, oder, wie man auf der Wiesen- seite sagt, „Schenik“ (Лощаник) herum. — Welt, Ihr sucht noch eurem Hundchen? — fragten die Leute von weitem. Als sie mein Ja hörte, rannte sie auch schon unter dem Vorderdeck hervor, auf einem Ruder heraus ans Land und an mir empor. War die naß und ausgefroren, wie eine ausgefäufte Zieselmaus! Wir rannten nach Hause. Eine Freude, nicht zu beschreiben.

(Schluß folgt.)



Im Verlage der Zeitschrift

„Unsere Wirtschaft“

er s c h i e n e n :

In deutscher Sprache:

**Bäume und Sträucher unserer
deutschen Wolgakolonien**

Von E. Meyer.

85 Seiten. Preis **60** Kop.,
mit Uebersendung **65** Kop.

**Zur Geologie des Gebiets der
Wolgadeutschen und dessen
nächste Umgebung.**

23 Seiten, mit einem Kartogramm
der Funde und zwei paläontologischen
Tabellen.

Von Bergwerfingenieur A. Busik.

Preis **30** Kop.

mit Uebersendung **35** Kop.

„Unsere Emigranten“

Von G. Dummier.

63 Seiten. Preis **25** Kop.,
mit Uebersendung **30** Kop.

In russischer Sprache:

**Житняк и его культура на
Юго-Востоке Европейск. России.**

Состав. П. Н. Константинов.
66 страниц.

Preis **30** Kop.

mit Uebersendung **35** Kop.

**Борьба с засухой по данным
Краснокутской опытн. станции.**

Состав. П. Н. Константинов.
71 страница.

Preis **50** Kop.

mit Uebersendung **55** Kop.

**Меннониты Кеппентальского
района Обл. немцев Поволжья
в бытовом и хоз. отношении.**

С 14 рисунк., одним планом и
19 диаграммами.

Состав. В. Г. Зюрюкин.

212 страниц.

Preis **2** Rbl.

mit Uebersendung **2** Rbl. **20** K.

Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsführung der
Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“,

Вокровск, Коммунаренплац Nr. 4.

Achtung!

Achtung!

Das Abonnement
für das Jahr 1925 auf die illustrierte Zeitschrift
„Unsere Wirtschaft“

(4. Jahrgang) ist eröffnet.

Auch im 4. Jahre ihres Bestehens wird die Zeitschrift bestrebt sein, ihren Lesern reichhaltiges und allgemeinverständlich Material zur Belehrung und zur Unterhaltung zu bieten. Die wichtigsten Tagesfragen finden eine umfassende und zusammenhängende Beleuchtung. Die Aufsätze über die Landwirtschaft werden sich hauptsächlich auf die Ergebnisse der Versuchsanstalten unserer Gegend stützen. Außerdem findet der Leser in der Zeitschrift Aufsätze über die verschiedensten Zweige der Wirtschaft und der Wissenschaft, sowie auch Erzählungen, Gedichte und andere Unterhaltungslektüre für Erwachsene und Kinder.

Jeder Leser erhält in einem Jahr 24 Nummern mit ungefähr 750 Seiten Textes.

Die kostenlose Beilage „Naturbilder aus unserer Republik“, in der das Tier- und Pflanzenleben unserer Gegend anschaulich geschildert wird, wird womöglich auch im Jahre 1925 beibehalten bleiben.

Für unseren Lehrer sorgt die Zeitschrift besonders, indem sie eine pädagogische Beilage zu jeder Nummer gibt, worin er seine Räte besprechen und neue Wege in seiner Arbeit anbahnen kann. — Diese Beilage gibt etwa 100 Seiten jährlich.

Außerdem bekommt jeder Besteller, der den ganzen Bezugspreis im Voraus einträgt, noch eine kostenlose Beilage „Bäume und Sträucher unserer deutschen Wolgakolonien“ von Prof. E. Meyer.

Ungeachtet dessen, daß die Zeitschrift durch die pädagogische Beilage erweitert wird und eine kostbare Beilage gibt, haben wir die Möglichkeit, den

Bezugspreis für das neue Bezugsjahr auf 4 Rubel jährlich, 2 Rubel halbjährlich und 1 Rubel vierteljährlich herabzusetzen.

Derjenige unserer Besteller, der uns 5 neue Leser in den kleinen Dörfern, 10 in den größeren Ortschaften und Kantonzentren und 20 in den Städten unserer Republik zuführt, bekommt ein Freiemplar für jeden Leserkomplex.

Den Jahresbestellern, die die Möglichkeit nicht haben den ganzen Betrag gleich einzutragen, gibt die Redaktion folgende günstige Zahltermine: Beim Verschieden 2 Rubel, am 1. März 1 Rubel und am 1. Juli 1 Rubel.

Armen Bauern,

die von ihren Dorfbehörden ein Zeugnis vorstellen, wird die Zeitschrift auf Kredit bis zum 1. Oktober Zahltermin abgelaufen.

Außerdem gibt die Redaktion **50 Freiemplare** für arme fortschrittlich gestimmte Bauern,

die die Möglichkeit nicht haben die Zeitschrift zu verschreiben. Die Liste der Dörfer und die Verteilungsbedingungen werden nachträglich veröffentlicht werden.

Bestellungen sind zu richten: An die Redaktion „Unsere Wirtschaft“, Pokrowsk, Kommunarenplatz Nr. 4.